

Erinnerungen einer Soldatenmutter aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914-1915

Von Else Hess-Fischer

Vorwort.

Wenn ein Mädchen über 1000 militärische Dienstage hinter sich hat, so darf es füglich seine Memoiren erzählen, man wird ihm mit Freude und Interesse zuhören. Mannigfaltig sind ja die Schilderungen der Erlebnisse, die unsere Soldaten während der langen Jahre des Grenzdienstes vor zwanzig Jahren erfahren haben. Jeder Grad, jede Waffe und jeder Spezialdienst hat die Erinnerungen an jene unruhigen Zeiten, die uns heute schon fast behaglich-gemütlich anmuten, festgehalten und auch den Nichtbeteiligten anschaulich gemacht. Das Büchlein der Guten Schriften, das wir heute unsern Lesern vorlegen, fängt nun das Leuchten des damaligen Soldatenlebens in einem ganz neuen und ungewohnten Spiegel auf, in den lustigen Augen eines tapferen jungen Mädchens, das sich als Hilfe für alles an den verlorensten Aussenposten unserer Schweizergrenze hinstellen lässt und mit Hingabe und Humor die Strapazen und Gefahren, die sonnenlosen Gebirgswinter der verrufenen Gondoschlucht zusammen mit den wechselnden Truppen durchkämpft. Berner und Zürcher, Waadtländer und Walliser hat sie zu betreuen, und bei allen scheint das freundliche Andenken gegenseitig. Aber nicht nur die, denen diese frisch erzählten Erlebnisse persönliche Erinnerungen erwecken, werden mit Freude zu dem Büchlein greifen, auch die andern werden mit Interesse einen Einblick tun in den verantwortungsvollen Pflichtenkreis eines solchen Zivildienstes, und den Jungen sollen sie Vorbild und Ansporn sein zu selbstloser, freudiger Hingabe im stolzen Dienst am gemeinsamen Vaterland.

Nach dem Tessin.

Am 17. Juni 1915 erhielt ich den Befehl, mich als Vorsteherin einer Soldatenstube nach dem Tessin zu begeben. So sollte ich also in das schöne Sonnenland kommen, von dem ich bisher wohl schon gehört, aus Büchern und Briefen gelesen hatte und von dem mir die traumhaftesten Bilder vorschwebten: Goldene Sonne auf Früchten und Blumen, lockender Mondschein an Seegestaden, Lieder und Melodien voll Lust und Freude und Feuer... Und nun sollte ich also dorthin kommen! Sicher hat mancher Soldat, der gleich mir einen Marschbefehl nach dem Tessin bekommen hatte, ähnlich gedacht. Mir schien wenigstens, als teilten viele Mitreisende im Gotthardzug meine Freude. Soldaten waren es, und mit Sang und Klang fuhren sie dem Süden zu. Heller Jubel erscholl, als wir aus dem regendunklen Urnerland durch den dröhnenden Tunnel hinausfuhren in lachende Sonne. Helle Freude überkam mich, als die Räder von Aiolo abwärts rollten, dem blauen Himmel, den Kastanienbäumen und der gelben Polenta entgegen. Zugleich aber musste ich darüber nachsinnen, wo ich wohl am Abend mein müdes Haupt werde hinlegen können. Gleich wie die Soldaten, die auch nicht wussten, wo sie ausgeladen würden, sollte auch ich erst in Bellinzona erfahren, welcher Posten mir zugeteilt war. Immerhin nahmen meine Begleiter diese Ungewissheit nicht schwer. „Wohin es uns verschlägt“, sagte einer zu mir, „Das wissen die Götter. Wämmer nu neumed anechömed, wo’s es paar netti Tessinerinne hät, wo-n-is italiänisch lehred. Betrieb mache mir dänn scho!“

Vor meiner Abfahrt in Zürich hatte ich mich bei der Betriebsleitung „Soldatenwohl“ ordnungsgemäss abgemeldet. Dabei hatte ich die Weisung erhalten, am Bahnhof in Bellinzona auf eine ungewöhnlich grosse Dame zu achten, die mich abholen und mir meinen Bestimmungsort mitteilen würde.

Voll freudiger Zuversicht stieg ich also in Bellinzona aus und sah mich nach der Führerin um. Ich kam mir allerdings vor wie eine Puppe, als ich ihr endlich gegenüberstand und meinen Namen nannte.

„Was, Sie sind Fräulein F.? Ja, aber was denkt auch Fräulein Spiller, mir solch ein Persönchen zu schicken! Wissen Sie denn, was eine Soldatenstube zu tun gibt?“

Einen Augenblick lang war mir, als würden meine Begeisterung und mein Feuereifer mit kaltem Wasserguss ausgelöscht; aber dann blitzte es doch wieder in mir empor, und bald darauf fuhr ich mit meiner Inspektorin mit einem andern Zug eine kurze Strecke weiter.

Von der Station aus ging es dann querfeldein, bis wir an eine gerade Landstrasse kamen, die auf ein nahes Dorf zuführte. Bald kamen wir denn auch auf einen Dorfplatz, auf dem eben eine Batterie parkierte. Aus der Mitte der emsig putzenden Soldaten hörte ich berndeutsche Worte:

„Lue dert, ,s neue Soldatemüetti! Das weimer de hüt am Abe ga iweihe!“

Also Berner sind da! Das ist nun freilich grad das Beste, was mir an diesem Tag hatte passieren können. Ich mag die Berner gut leiden, wenn sie auch meist recht harte Köpfe haben. Es ist etwas Wärschaftes und Festes in ihnen, man kann sich auf sie verlassen, und sie reden wenigstens unverblümt, wie sie denken.

Wir durchschritten den Parkplatz und kamen in ein schluchtähnliches Gässchen, durch das man mit wenigen Schritten die Soldatenstube erreichte.

Wir hatten gerade Zeit, rasch einzutreten, als es mächtig zu regnen begann, und so konnte ich denn gleich am ersten Tag Sonne und Regen im Tessin kennenlernen.

Als meine Begleiterin nach kurzer Rast wiederum nach Bellinzona zurückgekehrt war, liess ich mir von meiner nun abtretenden Vorgängerin den Betrieb schildern. Dabei kam sie natürlich auch auf die Truppe zu reden, und sie gab den Leuten das beste Lob.

„Sie sollen sehen“, sagte meine Kollegin, „wie rasch sich heute Abend die Stube füllen wird! Ich wette, unsere Gäste werden angetrabt kommen, sobald sie nur den Löffel abgewischt haben. Man hat Sie ja schon gesehen, und es war schon immer eine wichtige Sache für die Leute, wie wohl der Tausch ausfallen werde.“

Richtig hatten wir denn auch bald alle Hände voll zu tun. Natürlich nahmen mich die Soldaten gehörig in Augenschein, so dass mich fast eine Scheu ankommen wollte. Da gab es aber ein gutes Gegenmittel: Ich ging meiner Kollegin tüchtig an die Hand. So kam ich unvermerkt in einen rechten Eifer hinein, und auch die Soldaten schienen zufrieden mit mir zu sein. Manch einer gab mir traulich die Hand: So sei es gefreuter!

Als ich nach Feierabend den Tag und was er gebracht hatte, in Gedanken überflog, war ich recht zufrieden.

Weniger schön war dann freilich der Weg nach unserem Quartier. Der starke Regen hatte die Gassen in Bäche verwandelt, und man musste tüchtig von einem Stein auf den andern springen, wenn man nicht einen Schuh voll Wasser herausziehen wollte.

Es hiess, die Frau, bei der wir ein Zimmer gemietet hatten, sei die sauberste im ganzen Dorf. Deshalb waren denn auch alle ihre verfügbaren Räume besetzt. Im Erdgeschoss und im ersten Stock wohnten Offiziere; im zweiten Stock hausten Unteroffiziere, und neben ihnen hatten wir unser Zimmer.

Unser Schlafraum war geräumig und luftig, aber so spärlich ausgestattet, dass man nur auf vier zu zählen brauchte, um die ganze Habe zu inventarisieren: ein Bett, ein kleiner Tisch, ein Stuhl und ein kleiner Spiegel, der jedes Gesicht zur Fratze verzerrte. Die Türe hatte kein Schloss, sondern nur einen Riegel, wie sie an Scheunen und Ställen verwendet werden. Das alles belustigte mich, und ich fand die ganze Bude durchaus passend zu meinem Militärdienst. Jedenfalls war unsere Hausmutter der gleichen Meinung, mit dem Unterschied freilich, dass sie meinte, für das Militär seien keine Preise zu hoch. Darum bezahlten wir auch für den Unterschlupf siebzehn gute Franken im Monat.

Meiner Kollegin war die Aufgabe übertragen worden, noch weitere Soldatenstuben einzurichten. Zunächst blieb sie aber noch zwei Tage bei mir, und ich lebte mich unter ihrer Führung leicht ein. Mit den Soldaten war ich rasch völlig vertraut.

Schöne Tage folgten. Die Gäste der Soldatenstube, Offiziere wie Soldaten, schenkten mir ihr Vertrauen. Ich wurde ihr „Tanteli“, und sie taten mir zulieb, was sie nur konnten. Zur Mithilfe im Haushalt erhielt ich eine Ordonnanz gestellt. Dem Manne oblagen vier Aufgaben, die sich jedoch unterschiedlicher Beliebtheit erfreuten. Da war einmal das Wasserholen beim Ziehbrunnen. Zwar stand der Brunnen nicht weit weg, aber das Wasserschöpfen war sozusagen ein Kunststück. Der Brunnen war nämlich ein Original aus uralter Zeit. Er mahnte einen geradezu an Bilder aus dem Alten Testament. Wenn der Kessel in der Tiefe verschwand, hatte man stets das Gefühl, er werde nie mehr zum Vorschein kommen. Die Griffe an der Holzwalze waren mürbe, der Haken, an den man den Kessel hängen musste, war defekt – kurz, die ganze Einrichtung war jämmerlich hilflos. Jede Ordonnanz befürchtete denn auch, es müsste einmal ein Missgeschick passieren, und so gehörte das Wasserholen zu den ungefreuten Dingen. Lieber machten sich die Leute noch an das Holzsägen und Spalten, das ihrem Arbeitsdrang noch am ehesten entsprach. Eine rechte Plage war dagegen das Abholen der Kuchen, die jeden Tag mit der Bahn aus Bellinzona herübergesandt wurden. Nun war der lange Marsch nach Claro in der heissen Vormittagssonne freilich grad kein Vergnügen. Auf der Strasse lagerte halbschuhhoher Staub, der die Leute in eine dichte Staubwolke einhüllte. Auf dem Heimweg war dann das breite, unhandliche Kuchenbrett zu tragen mit mindestens sechs Kuchen drauf. Das drückte schwer auf das Soldatengemüt. Kam der Mann schliesslich erhitzt und mit lahmen Armen an, dann half ich der Stimmung mit einer kleinen Erfrischung wieder auf. Es gab ein Stück Kuchen zu essen, dessen Duft dem Träger schon eine lange halbe Stunde um die Nase gestrichen war, und dazu eine Kühlung für die eingetrocknete Kehle.

War der Kuchenträger geletzt, dann stellten sich sogleich andere Gäste aus der Nachbarschaft ein, die genau wussten, wann die Kuchen zerschnitten wurden. Geflogen kamen sie, wenn die Füsschen sie nicht schnell genug hertrugen, und bald hatte ich den schönsten – Hühnerhof in der Soldatenstube. Emsig wurde jedes Krümlein aufgepickt, und dann zogen sie wieder ab, meist unter Zurücklassung verschiedener Visitenkarten; nur zu einem Ei langte es nie.

Der Abend brachte noch ein viertes Hauptgeschäft für die Ordonnanz: das Milchholen. Leider konnte man die Milch erst beziehen, wenn man sie eigentlich schon dringend nötig hatte. Grad zur Zeit des Hochbetriebs musste der Mann fort, wiederum eine halbe Stunde weit, nach Moleno. Es galt, bis zu 25 Liter Milch so rasch wie möglich heimzubringen, und das schätzte natürlich keiner besonders. Überdies gab es in Moleno eine Wirtschaft, in der stets einige Kameraden sassen, und da war denn die Verlockung gross. Ich konnte es wohl begreifen, dass es manchem Milchträger nicht leicht fiel, der Mahnung, sich nicht aufzuhalten, genau zu folgen.

Am Mittag erfolgte jeweils der eigentliche Sturm auf die Kuchen. Hernach wurden die Zeitungen zur Hand genommen, und nicht lange ging's so begann der Meinungs austausch über die Tagesereignisse. In diesen Diskussionen vertrat jeder seine Meinung mit vollem Nachdruck und echt bernischer Hartnäckigkeit. In der Batterie standen Bauern neben Städter, so dass sich Stoff genug bot, die Vor- und Nachteile jeder Partei gehörig zu beleuchten. Mit grossem Interesse verfolgte ich jeweils die Darlegungen über die Stellung der Schweiz in den Kriegsläufen und die Ansichten der Parteien. In seiner Art hatte eigentlich jeder recht, nur blieben die Auffassungen meist einseitig, weil jeder die des Nebenmannes für unrichtig hielt. Das Wortgefecht wurde indessen meist bald abgebrochen. „Es het e ke Wärt - sagten die ruhigeren Kämpen - enangere der Gring z verschloh. Es wird ewig Bure gä, u äbesolang Stadtlüt. Eis wird froh sie müesse übers angere. – Wär macht e Jass? Es längt grad no, wenn mer is nümme lang b'sinne!“

Wenn wieder etwas ausgefochten war, dann hätte man aus den anschliessenden Gesprächen kaum mehr wahrnehmen können, dass grad eine hitzige Wortschlacht stattgefunden hatte.

Mir war es von hohem Wert, die Leute so beobachten zu können. Eine bessere Gelegenheit, um Menschenkenntnis zu erwerben, hätte ich kaum finden können. Unbewusst wurde mir der Aufenthalt im Tessin zur Vorbereitung für eine spätere, schwerere Aufgabe. Die Leute der Batterie halfen mir durch ihre Natürlichkeit, aus mir herauszutreten und meine Scheu abzulegen, mich so zu geben, wie es mich zu sein drängte. Dadurch entwickelten sich in mir neue Kräfte, die wiederum den Leuten zugutekamen. Sie fühlten meine Hilfsbereitschaft, und das gab mir den Mut, mich völlig der Aufgabe hinzugeben. Und dadurch erhielt die Arbeit erst inneren Wert.

Unser kleines Haus stand in einem Winkel, nur durch ein schmales Gässchen vom Nachbarshause getrennt. Wie die meisten Gassen des Dorfes, war auch der schmale Platz vor dem Hause mit Rebenspalieren überdeckt. Nur eine kleine Lücke war offen geblieben, wie gemacht, damit der Mond den versteckten Winkel ungehindert erleuchten könne. Bei stockdunkler Nacht musste man freilich seine Nase wohl in acht nehmen, wenn man sie nicht an den vielen Rebstützen breitquetschen wollte. Der kleine Platz vor der Stube war unsere Terrasse. Ein grosser und langer Tisch war in den innersten Winkel hineingestellt, ein kleinerer stand vor dem Stubenfenster. Vom Eisengitter am Fenster bis zum Nachbarhaus hatten wir einen Draht gespannt, an den wir eine Lampe aufhängten.

Das sah recht heimelig aus und behagte den Gästen ausnehmend. Man sah ihren Gesichtern die vergnügte Stimmung an.

Am kleinen Tischchen sassen oft vier Emmentaler. Wenn ich sie kommen sah, freute ich mich jedes Mal herzlich; denn wenn sie sich dort niederliessen, dann gab es in der Traulichkeit des Abends Gesang. Das Reblaub rauschte dazu, und im schwankenden Licht bewegten sich leise Schatten. In die bunte Reihe ihrer einfachen Lieder flochten die Sänger jedes Mal eine schlichte Weise mit dem Refrain: „Schrib de gli, schrib de gli!“ Dann hörte man auf einmal viele leise Stimmen denselben Wunsch und Gruss in den Abend flüstern.

Von unserer Stube aus führte eine Steintreppe in den obern Stock, in das sogenannte Schreib- oder Lesezimmer. Da hinauf flüchteten sich gerne jene, die ein besonders liebes Briefchen schreiben oder sich in ein Buch vertiefen wollten. Auch sie träumten vor sich hin, sobald von unten Gesang oder Musik ertönte, und mancher hat den Faden leichter gefunden, wenn zuvor die Töne an seine feinsten Saiten gerührt hatten.

Während die Batterie ihren Tagesbefehl ausführte, hatte auch ich meine Pflichten zu erfüllen. Ich bemühte mich ehrlich, alle Arbeit mit Lust und Liebe zu tun, und jeden Tag legte ich mir die Gewissensfrage vor, ob ich dem obersten Ziel des Verbandes „Soldatenwohl“ im wahren Sinne gedient habe.

Meine Soldaten hatten immer weniger das Bedürfnis, an Sonntagen die Stadt aufzusuchen. Immer mehr taten sie sich in der Soldatenstube gütlich. Die einen spielten ihren Kaffeejass, die andern neckten sich herum, bis sich schliesslich die ganze Gesellschaft mit den Woldecken unterm Arm nach dem Wasserfall verzog, der nicht weit von der Grotte niederrauschte. In den heissen Sommermonaten dauerte die Mittagspause bis drei Uhr. Wer irgend loskommen konnte, zog in dieser Zeit zum Wasserfall, zu Dusche und Sonnenbad. An Sonntagen verlängerten die Leute dieses Naturheilverfahren nach Belieben, und täglich kamen sie brauner und indianerähnlicher in die Soldatenstube, um ihren Durst zu stillen.

Eine liebe Aufgabe war mir das Ausschmücken unserer Soldatenstube. Sie war in einer richtigen Tessinerküche eingerichtet worden. Damit nun die russige Decke und ihre Balken nicht gar so düster wirkten, deckte ich sie mit breiten Papierspitzen zu. Auch der Kamin wurde in ähnlicher Weise geschmückt, alle vierzehn Tage in wechselnder Farbe. Auf dem Kaminsims stand, dem Fenster zugekehrt, ein grosser, schöner Nelkenstock.

Eines Tages, als meine Soldatenstube just in neuem Schmucke prangte und mein Nelkenstock gleich 26 hellrote, volle Blüten trug, stattete uns Oberstkorpskommandant Wildbolz einen Besuch ab. Offensichtlich gefiel es ihm bei uns, und er lobte die heimelige Stube. Da sah er auch den Nelkenstock.

„Was haben Sie da für einen prächtigen Blumenstock! Darf man eine von diesen herrlichen Blüten haben?“

Voll Freude über den Besuch und die freundliche Art des hohen Gastes, überreichte ich ihm die schönste der Nelken. Zum Abschied meinte er:

„Wie sieht es so malerisch aus hier! Ja, ja, das ist eben die Kunst, mit Wenigem eine trauliche Stube zu schaffen!“

Um die Zeit der Manöver, kurz vor der Ablösung der 3. Division, kam Oberstkorpskommandant Wildbolz nochmals auf einen kurzen Besuch. Das warme Interesse für die Soldatenstube freute mich mächtig.

Auch das Verhältnis zwischen den Dorfbewohnern und mir gestattete sich recht freundlich. Das war mir besonders lieb, weil dabei manches für meine Soldaten herausschaute. Was nur die Natur hervorbringen mochte, wurde mir ins Haus getragen. Die jungen Mädchen brachten mir Blumen, die Kinder eine Menge Beeren, die Frauen gebratene Maroni, und der stets freundliche Posthalter suchte Nüsse für mich. Wenn es keine Postsachen gab, so entschädigte mich der gute Mann mit selbstgepflückten Haselnüssen. Alles was ich bekam, verteilte ich unter die Soldaten. Stets standen auf meinem Schreibtisch am Fenster Beeren und Früchte bereit, und jeder durfte zugreifen und sich daran erlaben.

Mit Bangen sah ich dem Ende des schönen Dienstes mir den Berner entgegen. Ich hatte sie einfach alle gern! Am 4. September 1915 aber sollten sie abmarschieren. Auf diesen Tag erbat ich mir einen dreitägigen Urlaub, der mir auch bewilligt wurde, weil es noch ungewiss war, wann die Ablösung eintreffen werde. Zum Abschied liessen die Offiziere ein festliches Essen bereiten mit Preonzo-Geflügel, einer feinen Torte aus der Stadt und köstlichen Südfrüchten. Feierlich wurde mir eine grosse Bonbonniere überreicht. Während wir beim Essen waren, machten die Soldaten die Runde im Dorf, um da und dort Abschied zu feiern. Zur voraus abgemachten Stunde trafen wir alle in der Soldatenstube zusammen. Die abendliche Freizeit war verlängert worden, und so sassen Soldaten und Offiziere gemütlich beisammen bei Spiel und Gesang, bis es Zeit war zur Ruhe.

Anderntags wurde emsig gepackt und zum Abmarsch gerüstet. Dann fuhr ich der Batterie nach Göschenen voraus und wartete auf dem Bahnhof auf sie. Als sie endlich ankamen, da riefen sie mir aus allen Wagen heraus zu, und als ihr Zug sich wieder in Bewegung setzte, da tönte es stürmisch der ganzen Wagenzeile entlang:

„Adieu, Tanteli! Adieu, Tanteli!“

Ich sah ihnen nach, bis der letzte Wagen vor meinen Augen entschwand.

Der Zug mit meinen Leuten kreuzte in Göschenen einen andern, der neue Soldaten in den Tessin führte. Gerne hätte ich gewusst, ob die Truppe etwa just nach Preonzo käme; aber die Soldaten wussten nur, dass sie in Biasca ausgeladen würden, und einen Offizier, bei dem ich mich hätte erkundigen können, sah ich nicht. So reiste ich denn weiter. Es war aber kein rechter Genuss, dieser Sonntag daheim. Ich musste immer an die Soldaten denken, die nach Preonzo kommen würden. Erst als ich am Montag von Claro her wieder dem Dorfe zusteuerte, wurde mir wohl.

Da waren schon die Soldaten. Gleich erkannten sie mich, und ich hörte sie sagen:

„Das ist ja das Tanteli, das wir bei den andern gesehen haben!“

Freudig eilte ich meinem Quartier zu, um meine Sachen abzulegen und dann schnell die Soldatenstube herzurichten für die neuen Gäste.

Mit Hallo stürmten am Abend nach dem Appell die Soldaten in die Stube.

„Grüezi! – ‚Tanteli‘ händ’s g’säit, die Bärner. Mir händ scho g’seh, wie ne ds Augewasser cho isch!“

„Chönd Sie ächt eus au emal so gärn ha? Mir sind zwar nid so fin, mir sind halt käini Bärner, mir sind bloss Fabrikler!“

Fröhliche Gesellen waren es, meine neuen Soldaten, voll Übermut, aber auch recht massiv und derb. Sie brachten ihre Ausdrucksweise aus der Fabrik ins Soldatenleben mit. Viele von ihnen arbeiteten in der gleichen Fabrik, ein grosser Teil stammte aus ländlichen Verhältnissen. Ich mochte sie von Anfang an gut leiden, fühlte aber sogleich, dass ich bei manchen die Zügel fest halten müsste. Es war etwas Lebhaftes, Unruhiges und Ungleiches in der Batterie. Einzelne aus der Mannschaft standen unter dem Zwang eines hungrigen Austobens, und einem von ihnen lief das Mundwerk wie ein Mühlrad. Die vielen wackern Kerle aber glichen die Fehler der andern reichlich aus.

Man sagte mir, ich werde schwerlich eine Ordonnanz für die Soldatenstube bekommen, da der Herr Hauptmann gar nicht dafür eingenommen sei. Er sei gar kurz und barsch und obendrein ein rechter Frauenfeind. Da sei natürlich ein Weibervölklein schuld daran, denn daneben sei er der beste Mensch.

Das hörte sich freilich nicht gar erbaulich an; Dennoch glaubte ich, mit ihm schon einig zu werden. Ich passte eine Gelegenheit ab, um mein Anliegen ungestört vorbringen zu können.

„Ja, glauben Sie denn, dass Sie eine Ordonnanz nötig haben? Ich fürchte, meine Leute werden sich nicht stark um die Soldatenstube kümmern.“

„Darüber bin ich nun anderer Ansicht, Herr Hauptmann, sie werden sogar sehr froh sein über die Stube.“

„Sind Sie dessen so sicher?“

„Gewiss, Herr Hauptmann!“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Nach dem gestrigen Besuch weiss ich, dass der grösste Teil Ihrer Leute die meiste Freizeit in der Soldatenstube zubringen wird. Kommen Sie, Herr Hauptmann, und überzeugen Sie sich selbst!“

„Gut denn, Sie sollen eine Ordonnanz haben!“

In der Folge besuchten denn nicht nur die Soldaten, sondern auch die Offiziere regelmässig unsere Stube, oder sie liessen sich nach dem Essen Kaffee und Kuchen holen. Sogar die Ausstattung wurde

verbessert, und zu Ordonnanzen erhielt ich vorzügliche Leute, so dass ich mir keine bessern hätte wünschen können.

Eines nur fehlte den Leuten: sie hatten keine Musik. Fast jeden Tag klagte der eine oder andere:

„Ach, Tanteli, wenn wir doch nur auch Musik hätten! Dann wäre es erst recht schön in der Soldatenstube!“

Leider liess sich der Wunsch einstweilen nicht erfüllen. Eines Tages heiss es sogar:

„So, jetz hämmer's fürs Brumme! Jetz dörfet-mer e Zyt lang go chrapfe en Cesero ufe!“

Wirklich musste der grösste Teil der Truppe zum Stellungs- und Strassenbau nach dem Cesero abmarschieren, und die Zurückbleibenden mussten täglich Material hinaufführen.

In diesen stillen Tagen gewann der Gedanke, meinen Soldaten Musik zu verschaffen, immer festere Gestalt, und eines Tages setzte ich mich hin und schrieb frischweg an die Firma Hug & Cie. In Zürich, dass ich einen guten Grammophon ohne Schallrohr kaufen möchte. Der wunde Punkt sei indessen, dass ich kein Geld habe, ihn sogleich zu bezahlen, sondern dass ich nur mein Taschengeld daran geben könne. Das aber würde ich gerne daran wenden, im Gedanken, dass ich damit viele Soldaten erfreuen könne, solange der Krieg dauere. Bis zum Friedensschluss hätte ich sicher meine Schuld längst abbezahlt.

Früher als ich erhofft hatte, traf die Antwort ein, und sie brachte mir eitel Freude. Dem Brief war ein Katalog und ein Plattenverzeichnis zum Auslesen beigegeben, und in der Zusage hiess es: „Einem Schweizermädchen, das so viel Gebefreudigkeit unsern Soldaten gegenüber zeigt, versagt man eine solche Bitte nicht. Wir begnügen uns mit dem Wenigen, das Sie uns jeden Monate geben können. Wählen Sie, wie es Ihnen beliebt, und Sie sollen haben, was Ihr Herz begehrt.“

Per Eilpost sandte ich meine Bestellung ab, damit es ja nicht fehlen könne.

Derweilen liess ich den Leuten auf dem Cesero jeden Tag Süssigkeiten und Rauchzeug überbringen. Bei Anbruch der Nacht gingen wir wenigen Zurückgebliebenen jeweils auf den Dorfplatz und nahmen den Gutenachtgruss entgegen, den die Kameraden vom Berg heruntersandten mit einem grellen Lichtsignal. Aus der Ferne gesehen, war es freilich ein Fünklein. Wir versuchten, den Gruss mit dem Licht mehrerer Stalllaternen zu erwidern.

Auch diese zehn Tage gingen vorbei. Ich putzte das Häuschen so gut wie möglich, damit es in schönstem Glanze erstrahlte, wenn die ersten Töne der Musik erschallten. Am selben Tag, da die Soldaten zurückkehrten, wurde vom Bahnhof die Kiste gemeldet, die meinen Grammophon enthielt. Als die Ordonnanz lachend mit der geheimnisvollen Last daherkam, war mir, als wäre ein Traum Wirklichkeit geworden. Ich mochte kaum mehr warten, bis die Soldaten eintrafen. Endlich rückten sie an.

„So, da simmer wieder, Tanteli! Gället Sie Sie händ doch langi Zyt gha nach eus, wämmer scho ruuchi Kärli sind, aber halt glich gueti!“

„Rucked zäme, so hämmer Platz! Hüt abed mues öppis laufe. Mer dörfed scho, Tanteli, nid? Mer händ Sie jetz scho lang nümme vertäubt!“

An meinem zustimmenden Lachen merkten sie gut genug, dass ich einverstanden war. Als sie daran waren, ihre Leckerbissen zu vertilgen, dachte ich: Jetzt – Tafelmusik. Unbemerkt setzte ich den Apparat in Gang, und plötzlich erschallte der „Artillerie-Marsch“.

Diese Gesichter! Köstlich war es, die Überraschung und das Aufblitzen der Freude in aller Augen zu sehen. Ein ohrenbetäubendes Hallo entstand, so dass man die Musik kaum mehr hören konnte.

Als hätten wir ein grosses Fest, so schmetterten die Stimmen und die Musik in die Nacht hinaus. Die Nachbarn kamen zu sehen, was denn bei uns los sei. Nicht lange ging's, so war ein munterer Tanz mit den Tessinermädchen im Gange. Gern sah ich zu, wie die Soldaten und die Mädchen tanzten, wie die Zoccoli so zierlich über den unebenen Boden dahinglitten, als wäre es aus dem feinsten Parkett. Die Zoccoli klapperten, die Sporen der Fahrer klirrten. Da habe ich erfahren, dass man beim Anblick eines hingebungsvoll tanzenden Paares ganz andächtig werden kann.

Wie ich den Soldaten vorausgesagt hatte, so traf es denn auch zu, dass sie, trotz anfänglicher Missverständnisse, mit den jungen Preonzerinnen gut Freund wurden. Mehr als die frühern Truppen schlossen sie sich an die Familien an. Man wusste bald, wo man zu suchen hatte, wenn der eine oder andere sich nirgends sehen liess. Verschiedene Familien erhielten gleich den Besuch mehrerer Soldaten, und dann fand sich stets auch die entsprechende Anzahl junger Mädchen ein. Die Soldaten wollten, wie sie sagten, bloss auf praktische Art Italienisch lernen. Wenn sie dann etwas aufgeschnappt hatten, unterhielten sie uns mit ihrem Kauderwelsch. Tüchtiger waren sie bald in jener Sprache, mit der sie die Herzen der Mädchen erfreuten. Mit Unwillen und hellem Ärger mussten die Soldaten immer wieder sehen, wie die Dörfler ihre Frauen und Mädchen die schwersten Arbeiten ohne Beihilfe machen liessen. Ruhig hockten die Männer zusammen oder lehnten an einer Mauer und guckten zu, wie die Frauen Mist oder Steine aufluden und schwerste Lasten trugen. Manchem juckte ob diesem aufreizenden Anblick die Hand, dass er die Faulpelze am liebsten verprügelt hätte. Oftmals nahmen dann die Soldaten den Frauen die schwere Arbeit ab, vor den Augen der Männer; aber diese merkten die Lehre nicht, und jede neue Truppe erlebte wieder das gleiche unwürdige Schauspiel. Die ungewohnte Hilfsbereitschaft der deutschschweizerischen Soldaten aber trug den Wehrmännern die Dankbarkeit der Tessinerfrauen ein. Den Mädchen glänzten geradezu die Augen, wenn sie die Soldaten sahen. Gerne machten sie den Weg oder Umweg an der Soldatenstube vorbei, und willig gingen sie darauf ein, wenn ich sie in ein Gespräch zu verwickeln suchte. Ich wusste, wie sehr sie dies freute, und ich gönnte ihnen das bescheidene Vergnügen von Herzen gern. In ihren Augen war ich reich, fast eine Königin.

Dass die Dorfleute uns wohlgesinnt waren, zeigte sich vor allem während der Weinlese. Keines von uns ging leer aus. Ich selbst bekam von allen Seiten Trauben in solcher Fülle, dass sich die Soldaten zur Genüge daran erlaben konnten. Mich dauerte nur, dass die wackern Berner, die dem langen Reifen der Trauben hatten zusehen müssen und die getreulich die Reben behütet hatten, nun nichts von der Lese haben sollten. Das Schicksal hatte sie seither ziemlich herumgeschlagen. Eine erste Nachricht von ihnen kam aus Zofingen, eine spätere aus Bassecourt, eine aus Dornach, und schliesslich traf ein Bild ein vom Defilee vor dem General beim Einmarsch in die Bundesstadt.

Auch bei der Zürcherbatterie schien sich eine Ablösung vorzubereiten. Keinen Tag war man sicher vor dem Abmarschbefehl. Man wusste überdies, dass dies in Form eines Alarms geschehen werde. Alarmübungen aber wurden, wie man weiss, am liebsten auf die Nacht verlegt. Wir schliefen deshalb bald nur mehr mit einem Auge. Da das Bureau der Truppe im Hause des Gemeindepräsidenten war, wachte ich jedes Mal auf, wenn in der Nacht die Telephonglocke schrillte. Dann spitzte ich die Ohren, um zu hören, wenn die Ordonnanz die empfangenen Befehle wiederholte. Seit mehreren Nächten war der Telephonverkehr aussergewöhnlich stark, so dass die Ordonnanz jeweils kaum wieder unter die warme Decke geschlüpft war, wenn die Glocke wiederum ertönte. Glücklicherweise hörte nur ich die frommen Wünsche, die dann dem Ruhestörer zuteilwurden.

Just in einer Nacht, da man es am wenigsten erwartet hatte, kam der Befehl zum Abmarsch. Es war um zwei Uhr morgens, und es regnete Bindfaden. Eilig stand ich auf und ging in die Soldatenstube, um für die Leute heisse Getränke bereitzumachen. Es war eine grauslig nasskalte Novembernacht. Kurz vor dem Abmarsch ging ich auf den Parkplatz und schlich allen Reihen und Gruppen nach, um den Leuten Lebewohl zu sagen. Auch von den Pferden, mit denen ich besonders gut befreundet war, nahm ich Abschied.

Endlich war alles bereit. Ein langer, schriller Pfiff ertönte, und fort ging es nach Torricella.

Ein Unteroffizier, der zur Übergabe der Kantonemente zurückbleiben musste, sagte mir, die Ablösung sei bereits auf dem Wege hierher; sie käme von Torricella. Und er ergänzte noch:

„Wildere Trabanten können Sie keine mehr bekommen, als wie wir es waren!“

Als schliesslich die Ablösungsmannschaft durchfroren und pudelnass ankam, hatte ich bereits für sie vorgesorgt. Als hätten sie eine Insel mit Wärme und Sonnenschein gefunden, so erleichtert betraten sie die Soldatenstube. Über die Versetzung und das elende Wetter waren sie freilich nicht erbaut, und das Stimmungsbarometer stand anfänglich recht tief. Indessen liess sich leicht erkennen, dass unter den neuen Leuten ein guter Geist waltete. Vor allem schien der Feldweibel bei seinen Leuten viel zu gelten. Während es sich die Gäste recht gemütlich machten, erklärte mir der Feldweibel im Namen aller, dass sie sich befleissigen werden, mir möglichst wenig Sorgen zu machen, damit ich mich zum Schluss nicht über sie beklagen müsse. Sollte trotzdem einmal eine Störung eintreten, so solle ich die Sache offen zur Sprache bringen. Das war eine formgerechte Einführung, klar und bündig. So wussten wir doch gleich von der ersten Stunde an, wie wir zueinander standen, und zugleich wurde das Zusammengehörigkeitsgefühl gestärkt.

Meine neuen Zürcher Freunde vermochten doch noch im Laufe des Abends aufzutauen und fröhlich zu werden, besonders als ich meinen Grammophon spielen liess. Ein paar musikalische Leute waren geradezu begeistert, und alle waren froh darüber, dass man sich hier mit Musik die Zeit verkürzen könne. Übrigens sollten sie ohnehin nicht allzu lange bleiben, sondern etwa vier Wochen später wieder entlassen werden.

Ein Tag verlief so freundlich wie der andere. Mir war es wie ein Ausruhen nach der Lebhaftigkeit und dem unruhigen Treiben der vorhergehenden Wochen.

Ohne jede Trübung verlief die Zeit. Oft freilich musste ich daran denken, wie schwer es mich wohl ankommen werde, wenn auch diese Batterie mich verlassen müsste. Darüber sollte ich indessen nicht lange grübeln, denn unerwartet traf eine Nachricht ein, die mich mit einem Male in eine ganz neue Lage bringen sollte:

Der Verband „Soldatenwohl“ hatte mich für einen aussergewöhnlichen Posten ausersehen, nämlich als Leiterin der Soldatenstube im Fort Gondo hinter dem Simplon.

Diese Nachricht war nun freilich überraschend genug; doch war ich voller Freude, einer Aufgabe entgegengehen zu können, die meine ganze Kraft und festen Willen erforderte. Ohne Bedenken nahm ich den Vorschlag an. Als ich jedoch meinen Zürchern die Neuigkeit meldete, waren sie mit der zehntägigen Frist durchaus nicht einverstanden. Sie hatten selbst nur noch vierzehn Tage zu bleiben und bestanden darauf, dass ich den Dienst im Tessin mit ihnen beenden müsse. Sie wollten niemand anders mehr um sich haben. Ich bat deshalb um einige Tage Verlängerung, bis die Batterie entlassen sei, und das wurde mir gerne gewährt.

Wir nahmen uns vor, die kurze Zeit noch recht vergnügt miteinander zu verbringen, aber es blieben uns nur mehr wenige stille Tage. Es folgten Alarm und lebhafter Manöverbetrieb. Die Batterie musste im Galopp weiterziehen, andere Truppen kamen vorbeigesaust, wieder andere nahmen Stellung bei uns. Als die Zürcher endlich wieder zurückkamen, gab es reges Leben. Die Freude über die baldige Entlassung sprudelte aus allen heraus. Auch ich freute mich auf meine neue Aufgabe. Schliesslich musste aber doch mein Grammophon verpackt werden. Ich hatte zwar wenig Hoffnung, dass er die grosse Reise ohne Schaden überstehen werde. Aber wunderbarerweise hielt er mit mir getreulich bis ans Ende durch, und ungezählten Wehrmännern half er den schweren Dienst leichter machen.

Im Laufe des letzten Tages rückte die Ablösung ein, obschon die Batterie erst in den frühen Morgenstunden Preonzo verlassen konnte. Die Neueingerückten bezogen die Kantonnements, so dass unsere Leute keine Schlafgelegenheit mehr hatten. Sie mussten die Nacht in der Soldatenstube verbringen. Langsam übermannte sie der Schlaf. Im obern Stock hatten sich die Müden auf Boden, Tische und Bänke gelegt, wobei ab und zu einer von seinem harten Lager auf den Boden kugelte, wenn er sich im Schlaf drehte. Wir im Erdgeschoss suchten uns durch Gespräch und Scherz wachzuhalten, und das Poltern von oben machte die Begleitung dazu. Erst als etwa eine Stunde vor dem Abmarsch der Feldweibel die Leute ermunterte, noch etwas Warmes zu sich zu nehmen, reckten und streckten sie sich und wurden wieder lebendig.

Darnach versammelten sie sich auf dem Parkplatz und machten sich marschbereit. Zum Abschied sangen sie vaterländische Lieder, und es klang, als bilde die Batterie einen wohlgeübten Verein. Feierlich klangen die Lieder in die Nacht hinaus. Dann ertönten Kommandorufe – und still verliessen sie Preonzo.

Mit dem ersten Zug reiste ich ab nach Zürich. Es war ein Samstag, und am Montag sollte die Reise weitergehen. Ich bekam dazu einen neuen Gefährten: einen Dobermann-Pinscher. Rex, so hiess der muntere Geselle, sollte mir helfen, den Soldaten im weltverlassenen Fort hinterm Simplon Kurzweil zu verschaffen. Im Tessin hatte sich jede Batterie einen Hund gewünscht, und das gab mir den Gedanken ein, Rex mitzunehmen.

In der Festung Gondo.

Über den Simplon.

Mit Rex, meinem neuen Begleiter, trat ich am 6. Dezember 1915 die Reise über den Simplon an. Kurz nach Mittag kamen wir in Brig an. Ich liess mich zum Kommandanten des Grenzdetalements Simplon führen. Man erwartete mich, und das Mittagessen stand bereit. Von Herrn Major T. wurde ich recht freundlich aufgenommen. Ich hörte wiederum währschaftes Berndeutsch und dachte, nun könne es nicht fehlen, es müsse mir auch diesmal wieder gut gehen.

Während des Essens schilderten mir die Herren vom Stab mein künftiges Arbeitsfeld, freilich in recht düstern Farben; aber der Major wusste dem Bild einen wertvollen Inhalt zu geben, indem er auf meine Tätigkeit zu reden kam. Ich musste dabei unwillkürlich auf den Gedanken kommen: Entweder ist der Herr Major Pädagog, weil er so trefflich die rechten Saiten anzuschlagen versteht, oder er ist ein grosser Idealist, der unter allen Umständen den guten Zweck fest im Auge behält. Jedenfalls stand bei mir fest, dass er sich in seiner Erwartung vom Wert der Soldatenstube nicht getäuscht sehen sollte.

Nach dem Essen begleitete mich ein Oberleutnant in einem Stabsauto über den Simplon. Rex sass stolz vor uns, als wollte er zeigen, dass er nicht zum ersten Mal Auto fahre. Scharf betrachtete er nach rechts und links die Gegend, so dass mein Begleiter meinte:

„Ich glaube, Rex hat Absichten, wenn er seine Augen so orientierend umherschweifen lässt, wenn es ihm hinterm Simplon zu langweilig wird, dann lässt er wohl seine Herrin im Stich!“

Die Fahrt nach dem Hospiz hinauf war so grossartig, dass ich in stilles Schauen versank. Die majestätische Stille und die stumme Sprache der Natur wirkten tief auf mich ein. Der Oberleutnant verstand und erklärte mir leise, was meine Augen bewunderten. Im Vergleich zu andern Jahren war diesmal der Winter noch nicht weit vorgeschritten. Erst als wir uns der Kaltwasser-Galerie näherten, wurde der Weg schwieriger. Hie und da surrten die Räder ohne vorwärtszukommen. Immerhin kamen wir noch bis zum Refuge V, wo ein Schlitten vom Grenzdetalement auf uns wartete. Es ging schon gegen Abend, und eine Weiterreise war nicht mehr möglich. Auf dem Simplon-Hospiz lag tiefer Schnee, und es war sehr kalt. In dem mächtigen klösterlichen Gebäude war schon seit Jahresfrist eine Soldatenstube im Betrieb, geführt von einer vorzüglichen Leiterin, die sich da oben ganz wohl fühlte.

Am folgenden Morgen ging die Reise weiter. Das Hospiz liegt in der Mitte der ganzen Simplonstrasse. Bis Simplon-Dorf gab es keine andere Fahrgelegenheit als einen Militärfourgon. Anfangs gefiel mir das auch ganz gut. Als wir aber ausser Sehweite des Hospiz kamen, raste der Trainsoldat mit seinem Wagen davon, dass ich jeden Augenblick fürchtete, in hohem Bogen vom Gefährt heruntergeschleudert zu werden. Ein Zivilarbeiter der Festung Gondo, der mitfuhr und der sah, wie ich herumgeschüttelt wurde, fasst mich an den Kleidern, damit ich nicht verlorengelasse. Als ich in Simplon-Dorf ausstieg, war mir, als hätte ich alle Knochen gebrochen. Schon stand indessen eine Chaise bereit, die mich weiter bringen sollte. Ich war über die Polster recht glücklich.

Weiter, immer weiter ging es. Da machte die Strasse einen grossen Bogen, und ich glaubte, bald am Ziel zu sein; aber weiter ging die Fahrt. Endlich erblickten wir ein paar Häuser. Das war indessen erst das Örtchen Gabi, hinter dem die Schlucht noch enger wurde. Steile, graue Felsen traten immer näher zusammen. Langsam bekam ich eine Ahnung, dass die Beschreibung des Forts vielleicht nicht ganz so falsch gewesen sei. Ich fand es aber gar nicht so schauerlich, im Gegenteil: Die Gegend interessierte mich, und ich war nur gespannt, wo denn da noch eine Festung existieren könnte.

Wir kamen an ein altes, verfallenes Gebäude mit dicken Mauern, die Napoleons-Kaserne. Dann kam der Hohe Steg, und ich dachte schon: „Enger, steiler und grauer kann es wohl nicht mehr werden.“ Aber weiter ging die Fahrt. Wie eine Girlande schlängelte sich die Strasse den Felsen entlang, so dass man nur eine kurze Strecke voraussah.

„Geht’s noch lang - fragte ich den Soldaten - oder wollen Sie mich ans Ende der Welt führen?“

„Nein, bald sind wir unten. Aber etwas Schönes dürfen Sie sich dabei nicht vorstellen. Ich wollte da unten nicht begraben sein!“

Endlich tauchte wiederum ein Gebäude auf, aus dessen Kamin Rauchwolken aufstiegen. Es lag dicht am Wasser, gegenüber der Strasse.

„Ist das die Kaserne?“ fragte ich.

„O nein, da sieht’s noch anders aus! Sie werden staunen! Sehen Sie dort die Mauern, aus deren Scharten uns die Läufe der Maschinengewehre anstarren? Dort kommen Sie hinein. Das Haus hier ist das Refuge IX.“

Als ich nach der gewiesenen Richtung ausschaute, traten eben zwei Offiziere aus dem Portal. „Wenn es nur gute Menschen sind - dachte ich - damit der Anfang nicht gar zu schwer wird.“

Rex aber fing es anders an. Sobald er die Offiziere sah, sprang er ihnen entgegen und begrüßte sie bellend, als wären es seine Bekannten vom Simplon-Hospiz. Der Kommandant und der Leutnant, die nun zu meinem Empfang herkamen, waren mir gleich beim ersten Blick sympathisch.

„Heit Dirs gwagt, zu üs abe z’cho?“ fragte der Leutnant.

Wieder ein Berner! Das belustigte mich, so dass ich mich nicht enthalten konnte zu sagen: „Wo immer man hinkommt, sind die Berner schon da!“

„Ach, können Sie sie denn nicht leiden?“

„Im Gegenteil! Die Erfahrungen, die ich mit Bernern im Tessin gemacht habe, lassen mich sogar hoffen, dass wir recht gut miteinander auskommen werden.“

„Gewiss!“ versicherte der Kommandant. „Wir werden Ihnen nichts abgehen lassen. Sie werden sehen, wie man sich auf Ihr Kommen freut.“

Damit waren wir zum Tor hineingeschritten. Da zeigte sich ein kleines Haus, noch im Rohbau.

„Hier sehen Sie Ihr künftiges Reich, die Soldatenstube!“

Der Eingang war bekränzt, an der Türe hing eine Tafel mit:

„Willkommen im Fort Gondo!“

Wie mich das freute! Hochauf lohte mein Tätigkeitstrieb, und ich gelobte mir im Stillen, dass ich keine Mühe scheuen und jede Schwierigkeit überwinden wolle. Ich fühlte eine nie gekannte Kraft in mir. Auch wollte mir scheinen, als hätte ich gerade die rechten Menschen um mich, damit ich Wurzel fasse in dem neuen Boden. Die Dankbarkeit, die mich erfüllte, wenn ich bei meinen Mitmenschen Verständnis fand, war gleich aufs Vergelten bedacht.

Das kleine Gebäude der Soldatenstube war eigentlich mehr eine Hütte als ein Haus. Es war hart an die Felsen gebaut, die nischenförmig ausgesprengt worden waren. Die vier vorhandenen Räume sollten noch weiter ausgebaut, das heisst unterteilt werden. Vorgesehen waren die Soldatenstube, ein Offiziers-Esszimmer, eine Krankenstube, ein Bureau und ein Schlafzimmer für den Bauoffizier und den Arzt. Endlich sollte auch noch für mich ein Stübchen und ein Magazin für die Soldatenstube hergerichtet werden. Von alledem war freilich bei meinem Antritt noch nichts zu sehen. Einzig die Soldatenstube hatte schon einen blankgefeigten Boden, und in der hintersten Ecke stand der kleine Ofen zum Einheizen bereit. Zu meinem Erstaunen stand auch die Kiste da, die meinen Grammophon enthielt. Der Transport war also unglaublich rasch erfolgt. Die Offiziere erzählten, es sei ein wahrer Jubel gewesen, als die Leute auf der Kiste „Grammophon“ gelesen hätten.

Eine aus Stein und halb aus Holz gebaute Treppe, die in eine Laube ausmündete, führte in den ersten Stock. Da sollte der nächstliegende Raum ebenfalls in zwei Zimmer geteilt werden, von denen das vordere für den Arzt und den Bauoffizier, das Hinterzimmerchen für mich bestimmt waren. Der Raum nebenan sollte ungeteilt bleiben und war als Krankenzimmer gedacht, weil seine drei Fenster nicht von der Felswand verdunkelt wurden und die Stube dadurch die freundlichste in der ganzen Hütte zu werden versprach. Einstweilen diente sie freilich noch als Aufbewahrungsort für alle einlaufenden Gegenstände und als Speisezimmer für die künftigen Hausbewohner. Schlafen mussten der Arzt einstweilen in Gabi, der Bauoffizier zwischen seinen Zeichentischen und Plänen, der Kommandant und der Leutnant in der Kaserne.

„Wo werde ich denn vorläufig unterkommen?“ fragte ich.

Sie wagten es kaum zu sagen:

„Wir werden Sie gleich in die Kaserne führen. Aber wir bitten Sie zum Voraus, dass Sie uns entschuldigen möchten, weil wir Ihnen nichts Besseres zu offerieren haben. Es ist eben alles gar knapp und eng hier!“

„Grämen Sie sich nicht darüber! Ich kann mich in jede Lage fügen. Im Übrigen ist es mir am liebsten, wenn Sie alles natürlich und selbstverständlich auffassen und keinen Anstoss daran nehmen wollen, dass ich nun einmal ein Mädchen bin. So kommen wir wohl am besten miteinander vorwärts.“

Darüber schienen meine Führer recht froh zu sein. Ihr Ton ward fühlbar freier und leichter.

Es gab für mich viel Neues und Unbekanntes zu sehen, als wir die Felsenbehausung, die Kaserne, betraten. Da tönnten aus allen Winkeln Soldatenstimmen, denen Rex natürlich sofort auf die Spur gehen musste, wobei er freudig aufgenommen wurde. Aus seinem Erscheinen schlossen die Leute gleich, dass auch ich angekommen sei, und ein eifriges Plaudern und Plänemachen ging los.

„Unterseeboot“ nannten die Soldaten ihre Unterkunft. Tatsächlich fiel kein Tageslicht in den Raum. Überall hingen brennende Petrollampen. Die Lüftung wurde durch einen Schacht reguliert. Auch den Schlafräum der Offiziere konnte man nicht Zimmer nennen, er war vielmehr ein schmaler, kleiner Winkel mit primitivster Einrichtung. Trotzdem war er recht heimelig, und seine Bewohner waren mit ihm zufrieden. Freilich konnten nicht zwei Menschen zugleich darin hantieren, und beim Ausziehen und Ankleiden musste einer dem andern Platz machen.

Vom Treppengeländer des obern Stockwerkes ging eine Holzwand bis oben an die Felswölbung, die mit Wellblech verdeckt war. Direkt über der Treppe fand sich ein Verschlag, etwa mannshoch und anzusehen wie ein Taubenschlag. Dabei war der niedrige Raum erst noch in zwei Stockwerke unterteilt, deren jedes als Schlafräum diente. Im einen hauste der Feldweibel, im andern, schräg darüber, der Fourier. In den schmalen Gang neben dem Treppengeländer hatte man ein Pult gestellt, das „Bureau“ des Fouriers. Es durfte eben kein Plätzchen ungenützt bleiben. Es waren freilich grosse Erweiterungsbauten geplant, und viele Zivilarbeiter wohnten schon in der Kaserne; aber zunächst wurde, und zwar noch für lange Zeit, nur an Stollen und Unterständen gebaut.

Verlegen sagte schliesslich der Kommandant zu mir:

„Sehen Sie, hier, dieses erste Budeli wurde für Sie hergerichtet.“

Er stand dabei auf eine Bank, die sich der Holzwand entlang zog, und öffnete eine Türe. Ich blickte in einen kleinen, aber saubern Raum mit einem weissbezogenen Bett. Den Hauptspass aber machte mir der Aufstieg zu meinem Kämmerlein. Ich musste ihn gleich ausprobieren: Über der Bank waren drei Holzklötzchen an die Wand genagelt, als Stützen für die Füsse, und mit den Händen konnte man sich bei geöffneter Türe an der Holzwand anklammern. Mit gehörigem Schwung fuhr ich in mein Reich, und Rex folgte mir mit zwei Sätzen nach. Die Erbauer des Verschlages hatten freilich mit Bodenbrettern so arg gespart, dass breite Lücken klafften. Das Bett und ein Nachttischchen füllten den ganzen Raum. In einer Ecke war noch ein Winkelbrett befestigt, das als Waschtisch zu dienen hatte, und darüber hing ein grosser Spiegel, der jenen von Preonzo bei weitem übertraf. Sogar eine Bettvorlage war da. Im Ganzen aber war der Raum so eng, dass man sich gleich auf das Bett setzen musste. Lag man einmal unter der Decke, so drückte einem die Felswölbung schier auf das Gesicht, und ich musste schon gegen das Fussende hinunterrutschen, um aufsitzen zu können, ohne den Kopf anzurennen. Ein Fensterchen, durch das man eben noch den Kopf hinausstrecken konnte, liess etwas Licht und Luft in das Kämmerchen. Das war also für einige Zeit mein ganzes Reich.

In ihren Räumen lag die Mannschaft in Reihen auf Pritschen der Wand entlang. Da zwischen Mauer und Wellblechdecke eine Lücke bestand, hörte man die Leute sprechen, als wäre man in ihrem Raum.

Beim Mittagessen lernte ich noch weitere Offiziere kennen. Da war noch ein Leutnant, ein Basler, mit ungewöhnlich lebhaftem und frischem Temperament; dann der Arzt, ein gesetzter Herr mit energischen Gesichtszügen und gütigen Augen. Zuletzt kam ein dritter Leutnant zu Tisch, der Bauoffizier. Er war sehr verbindlich und formell, kam mir aber kalt wie ein Eiszapfen vor, und nichts Menschlich-Warmes berührte mich an ihm.

Der Arzt besass ebenfalls einen Hund, einen kleinen, klugen Dackel mit dem Namen „Baron“. Nach anfänglichem Knurren und Balgen schlossen die beiden Vierbeiner bald gute Freundschaft. Unterdessen besprachen wir eifrig, was zunächst eingerichtet werden sollte, bis die Möbel vom Gotthard her eintreffen würden. Die Offiziere legten beim Bauoffizier ein gutes Wort ein, damit ich möglichst rasch zu meinem Zimmer komme. Alle waren sie guten Willens, nur gerade beim Bauoffizier wusste man nicht, woran man war.

Nach dem Essen ging ich in die Soldatenstube hinüber, um die wenigen Habseligkeiten auszupacken. Herzlich wenig war vorhanden, und was ich sah, konnte niemals für den Betrieb genügen. Es musste also sogleich nachbestellt werden. Ich setzte mich auf eine Kiste und begann nachzustudieren, was zu geschehen habe, um den Betrieb sofort in Gang zu bringen. Da kamen fröhlich die Soldaten herein und erklärten:

„So, nun wollen wir einmal zusammen beraten, was da zu machen ist, damit wir heute Abend schon kommen können. Wir helfen gerne. Sagen Sie nur, was wir tun sollen.“

„Vor allen Dingen - rief einer - wollen wir einmal da die musikalische Kiste öffnen! Alles andere kommt von selbst, und heute Abend gibt's einen Sennenball!“

Gemütlich sassen wir beisammen, die einen auf Kisten, die andern auf dem Boden. Da traten die Offiziere ein und riefen:

„Aha! Schöne Seelen finden sich...! Jetzt aber müssen wir vorab einen grossen Tisch und Bänke beschaffen, bis die Möbel da sind.“

Am Nachmittag wurde denn auch so gut wie möglich eingerichtet, und am Abend kamen die Soldaten jauchzend daher. Mein Grammophon musste wieder in Dienst treten, soviel er nur aushalten konnte. Die wackern Zürchersoldaten suchten auf alle Arten ihrer Freude Luft zu machen. Da sie schon vierzehn Tage ohne Soldatenstube im Fort weilten, schätzten sie die Einrichtung umso höher.

Lustig war, wie wir uns behelfen mussten. Für den zubereiteten Kaffee hatten wir nur einen einzigen Löffel, so dass ich jedem Gast erst den Zucker aufrühren musste. Oder dann standen die Leute rund um mich herum mit der Tasse in der Hand, und einer nach dem andern nahm den Löffel in Gebrauch. Dabei waren wir höchst vergnügt und zufrieden, und nach Feierabend zogen wir alle miteinander los nach der Kaserne.

Die Leute hätten mir gerne zugesehen, wie ich in meine Schlafkutsche steige. Auch hatte ich etwas muckeln hören von Photographieren. Ich schlug ihnen aber ein Schnippchen, so dass sie nicht auf ihre Rechnung kamen. Dafür hörte ich aus jedem Schlafwinkel noch lange sprechen.

Neben meiner Bude wurde noch über Fourieranliegenheiten verhandelt zwischen dem Korporal, der diesen Dienst versah, und dem redegewandten Leutnant, der etwas mithalf. Da rief der Kommandant aus seiner Kammer:

„Du ewige Schnorri! Chumm emal is Näst, s Tanteli cha doch derewäg nid schlafe! – Zerret Sie ihn doch zum Fänsterli us a sim Chruslitschuppe, wenn es ne z'dumm wird, dem Baslerpeppi zuezlose!“

Tatsächlich zeichnete sich der Leutnant durch einen ungewöhnlichen Redefluss aus; dennoch war er allen sympathisch wegen seines fröhlichen, heiteren Wesens. Er brachte Leben in die stille Gegend, und das gefiel den Soldaten.

Am Morgen nach der ersten Nacht im Fort schien plötzlich die ganze Schlucht über uns zusammenzukrachen. Eine Viertelstunde vor Tagwache ging mit ungeheurem Krachen eine Reihe von Sprengschüssen los. Man kann sich denken, mit welchem Schrecken wir aus den Betten fuhren! Niemand wusste, dass vor Tagesanbruch gesprengt werden sollte. Vor Schrecken war ich minutenlang wie gelähmt, und ich konnte kein Glied rühren. Der gewaltige Luftdruck wirbelte eine dicke Staubwolke die Treppe herauf, und meine angeklebte Bude klapperte, als wollte sie zusammenstürzen. Als Finale kamen dann noch der Pulvergestank und endlich eine rieselnde Staubwolke, die sich in dicker Schicht auf alles legte, so dass man kaum atmen konnte. Dazu fluchten die Leute ringsum über diesen Überfall. Es war denn auch das erste und letzte Mal, dass vor der Tagwache gesprengt wurde. Dabei erhielt ich aber auch gleich einen richtigen Begriff von der Wirksamkeit dieser Art der Schiesskunst, die mir in der Folge jahrelang fast täglich in die Ohren knallte.

Wenn wir uns auch aufs äusserste einschränken mussten, bis der Ausbau vollendet war und die Soldatenstube eingerichtet werden konnte, so waren wir doch stets munter und guter Laune. Selbst das enge Gondoloch konnte unsere Stimmung nicht niederdrücken. Das beste Gegenmittel war die Arbeit, und davon hatten wir vollauf genug, bis jedes das Seine beigetragen hatte zur Vollendung.

Der Dezember hielt sich recht gut und bescherte uns nicht zu viel Schnee. Die Natur zeigte sich uns vorerst noch von der gemütlicheren Seite. Wir sahen nur Frohes und waren selber froh. Wir hatten schon allerlei Pläne ausgeheckt für Weihnachten. Dazu gehörte auch der Wunsch, dass bis dahin unsere Hütte komplett eingerichtet und bis Neujahr mein Zimmer bezugsbereit sein werde. Darüber war ich insofern recht froh, als meine jetzige Bude jeden Tag durch das Sprengen so mit Staub angefüllt wurde, dass man sich beschmutzt, wenn man nur irgendetwas darin berührte. Sonst aber gefiel es mir in der Kaserne ganz gut. Ich lernte das urchige Soldatenleben gründlich kennen. Abends hörte man die verschiedensten Unterhaltungen, bis einer nach dem andern einschlief. Am Morgen, wenn der Feldweibel seine Sirene in Aktion setzte, ertönte gleich darauf aus dem Wachtlokal die „Tagwache“ auf einem alten, misshandelten Grammophon, der gar zu jämmerlich seine verschwommenen Töne von sich gab, als möchte und könnte er fast nicht mehr. Das machte aber nichts. Die Hauptsache war, dass der Kasten noch musikähnlich tönnte und das Soldatenblut etwas in Wallung brachte. In aller Frühe wurde denn auch schon gejodelt und gesungen, und tolle Witze

wurden losgeschossen. Dann gingen die Leute zum Brunnen zur Toilette. All dies mitzuerleben, gefiel mir recht gut, weil alles so frisch und natürlich zuging.

Ehe die Soldaten die Treppe hinunterpolterten, riefen sie: „Guete Tag, Tanteli!“ Und manchmal kamen auch vier Finger durch eine Bodenlücke und winkten mir den Morgengruss zu.

Unser Arzt sollte uns bald verlassen. Zuvor kam er einmal zu mir und sagte ernst:

„Bevor ich gehe, möchte ich Ihnen einen guten Rat geben: Seien Sie recht energisch und bleiben Sie fest in Ihren Rechten. Es werden Tage kommen, wo Sie dessen bedürfen. Sie haben hier eine schwere Aufgabe, und Sie werden nicht immer verständige Leute um sich finden. Da können Sie sich nur mit Energie durchhauen. Es würde mir leid tun, wenn Ihnen Unrecht geschähe.“

Da es mir bis dahin noch nicht schlecht ergangen war und sicher auch aus Freude über den freundlichen Rat, lächelte ich unsern Doktor an.

„Da hat man’s! Sie lachen mich gar noch aus!“

„Bewahre, Herr Doktor! Ich weiss, dass Sie es gut meinen. Ich dachte nur grad, ob Sie mir nicht ein wenig von Ihrer Energie zurücklassen könnten. Dass Sie davon reichlich viel haben, steht ja in Ihrem Gesicht zu lesen! Ich werde mir jedenfalls das Buch kaufen: “Wie werde ich energisch?“

„Na, warten Sie nur! Ich sage Ihnen: Sie werden da hinten schon noch energisch, auch ohne Buch! Ich möchte, wenn alles fertig ist, gerne einmal von Ihnen hören, ob ich recht hatte.“

„Gut, Herr Doktor, das soll geschehen!“

Langsam fand ein Stück der Einrichtung nach dem andern seinen Weg über den Simplon. Am Silvester sollte die Soldatenstube eingeweiht werden. Schon kamen auch Säcke an mit der Aufschrift „Rotes Kreuz“. Sie waren vollgestopft mit Weihnachtspaketen. Das war eine gute Ermunterung für die Soldaten, der Beweis, dass man sie nicht vergessen hatte in diesem weltverlorenen Winkel. Für mich freilich gab es auf die Festtage hin viel Arbeit zu bewältigen, aber es war eine freudige Beschäftigung. Die eingetroffenen Gaben wurden mit dem Posten in Gondo-Dorf redlich geteilt.

Am Heiligen Abend hielten wir die stimmungsvolle Weihnachtsfeier ab. Die grösste Freude bereitete mir das Austeilen der Gabenpakete. Ich kam mir, so allein als weibliches Wesen unter all den Soldaten, schier wie das Christkind selber vor. Drei Wochen war ich erst hier, und doch drängte es die Leute schon, mir ein Geschenk zu machen: die drei Bände „Glück“ von Hilty, mit der Widmung: „Unserem lieben Soldatentanteli eine fröhliche Weihnacht, mit den innigsten Wünschen, dass es uns noch lange Zeit erhalten bleibe.“

Alle waren wir fröhlich, trotz der felsendüstern und winterlichen Landschaft. Am Weihnachtsabend hielten wir in Gondo-Dorf Feier und Bescherung ab, und da uns die Gefahren unserer Lage noch unbekannt waren, lebten wir frohgemut in den Tag hinein und waren allezeit guter Dinge. Nur Rex schien sich zu langweilen im Fort, das ihm offenbar für seine Streifzüge zu eng war. Er schien oft irgendetwas Undeutbarem nachzusinnen. Im Übrigen wurde er ein richtiger Soldatenfreund.

Noch vor Silvester brachte mir die Post einen länglichen Korb, gefüllt mit wundervollen Rosen und Nelken. Die Blumen verbreiteten in unserer schneebedeckten Hütte einen herrlichen Frühlingsduft. Sie kamen von unserem abgereisten Doktor, der mir zum Abschied das Rezept „Energie“ verschrieben hatte.

Auf die Silvesterfeier hin schrieb jeder Soldat im Fort einen Vorschlag zu einem Namen für unsere Soldatenstube. Jede dieser Karten gab den Eindruck wieder, den unsere Lage auf den betreffenden Schreiber machte. Da gab es Vorschläge wie „Zur Gondo-Wildnis“ – „Zum kleinen Paradies“ – „Zur Wildwesthöhle“ – „Zum Ruheplätzchen“ – „Sibirien der Schweiz“ – „Gondo-Oase“. Mehrfach wurde der Name „Schneewittchen“ vorgeschlagen, und so wurde unser Häuschen schliesslich auch getauft.

Hinter den Bergen, das waren wir allerdings! Dahin bemühte sich nicht so schnell jemand, ausser etwa einigen Deserteuren, die mit verzweifelterm Kraftaufwand über die Berge hin das Weite suchten und dann meist in erschöpftem Zustand bei uns anlangten.

Am Neujahrsabend sollte in Gondo-Dorf gefeiert werden, wo der Posten zwischen den Festtagen abgelöst worden war. Es war ein schöner Wintertag. Nach dem Vieruhrbrot zogen wir los, zu Fuss, mit Skiern und Schlitten. Die Familie im Refuge liess uns zwei Walliser Bockschlitten. Auf den ersten stellten wir eine hohe Kiste mit den Weihnachtspaketen, Leckerbissen und Christbaumschmuck. Obendrauf setzten sich der Kommandant und ein Korporal, vornedran ein Soldat, der den Schlitten lenkte. Auf dem zweiten Schlitten, der ebenfalls eine wacklige Kiste trug, sassen der Bernerleutnant und ich. Auf den Schoss bekam ich eine Handorgel, damit ich mehr Gewicht hätte, wie die Leute lachend erklärten. Schliesslich erhielten wir beide noch jedes eine Violine unter den Arm gedrückt – und nun konnte die Fahrt losgehen. Bald glitten die Schlitten in raschem Lauf die Simplonstrasse hinunter. Ich hatte alle Mühe, mich anzuklammern, damit ich nicht von meinem Thron wegstob. Dabei schüttelte uns das Lachen, dass wir uns kaum halten konnten. Der erste Schlitten schleuderte nämlich so bedenklich hin und her, dass von den beiden Fahrgästen immer das eine oder andere Bein hoch in der Luft schwebte. Die Kiste gebärdete sich wie toll und schien ihre Last abschütteln zu wollen. Da kam der grosse Rank, der wie eine Nase vorspringt. Hier wurde es kritisch, und mit einem Mal flogen denn auch Männer und Kiste in hohem Bogen vom Schlitten und kugelten die Schneehalde hinunter.

„O je! O je! Jetzt ist alles kaputt!“ rief ich im Vorbeisausen.

Da tönte es an unsere Ohren: „Fahrt zu, wir bringen alles wieder!“

Vor Lachen wären wir um ein Haar auch vom Schlitten geflogen, aber wir klammerten uns fest an. Das Malheur wäre bei uns noch grösser gewesen wegen unseren Instrumenten.

Bei Herrn Jordan, dem bekanntesten Manne im ganzen Simplongebiet, kamen alle Soldaten und unsere beiden Offiziere zusammen, während ich das Postenbureau, ein kleines Stübchen, weihnachtlich herrichtete, den Tannenbaum schmückte und die schneeweissen Pakete darunterlegte. Als alles bereit war, liess ich das Weihnachtsglöcklein aus dem Fenster klingeln. Es war unterdessen dunkel geworden, und als die Soldaten, feierlich gestimmt, über die Strasse kamen, leuchtete ihnen der strahlende Weihnachtsbaum entgegen. Die Leute, die erst wenige Tage zuvor

hergekommen waren, staunten verwundert die Weihnachtsgaben an. Das hatten sie freilich nicht erwartet. Ihrer Freude darüber gaben sie dann so recht Ausdruck, als wir wieder bei der Dorfgemeinde waren. Da sangen sie aus voller Kehle ihre Heimatlieder und dankten uns in ihrer biedern, einfachen Art. Dazu spielte fleissig die Musik, bei der sogar der Grenzwächter mit einer mächtigen Bassgeige mitwirkte. Eine solche Feier hatte man in Gondo-Dorf noch nie erlebt.

Bekanntlich ist der Walliserwein ein gefährlicher Geselle, besonders für Leute, die ihn nicht gewöhnt sind. So sagte denn der Kommandant zu seinen Leuten:

„Kameraden, passt auf! Der Walliserwein ist ein Falscher! Der haut einen ans Bein, dass man auf einmal den Knieschnapper kriegt!“

Der Korporal, der zuvor mit dem Kommandanten und der Kiste die schöne Rutschpartie gemacht hatte, meinte zuversichtlich:

„Das soll mir nicht passieren!“

Daraufhin nahmen ihn die Leute besonders aufs Korn und füllten ihm fleissig das Glas, so oft er auch nur einen Schluck getrunken hatte.

Unterdessen hatte es tüchtig zu schneien begonnen, und wir mussten aufbrechen. Eine Patrouille kam uns mit Laternen entgegen. Beim allgemeinen Abschied bemerkte ich, dass sich der Korporal gar vorsichtig bückte, um Rex zu streicheln. Schnell winkte ich ihm und flüsterte ihm zu: „Kommen Sie! Wir gehen hinaus!“

„Sie haben recht, Tanteli. Vorsicht ist die Mutter des Porzellans!“

Die andern folgten uns. Da hörte ich ein leises Kichern, und der Kommandant frug: „Korporal, wie geht's bei Fuss?“

„Ich weiss schon, was Sie meinen, Herr Oberleutnant, aber es ist vorbeigelungen! Können Sie mir sagen, wie der Stern heisst?“

„Meinen Sie den Montibeux oder den Jahresregenten?“

„Fehlgeschossen, Herr Oberleutnant! So benebelt bin ich denn doch noch nicht. Nur die Füsse sind ein wenig schwer, der Kopf aber klar!“

Und so stapften wir mit fröhlichem Geplauder und Gesang durch den immer höher werdenden Schnee dem Fort Gondo zu.

Über diese Zeit hatten wir einen Arzt aus Luzern im Fort, einen herzensguten Herrn, väterlich mild und jederzeit bestrebt, es allen recht zu machen. Aber unser guter Herr Doktor hatte eine unüberwindliche, mächtige Angst vor den Felsen über uns. Er fürchtete, wir würden unversehens von Steinlawinen überrascht. Die grossen Steine und Felsblöcke, die in Menge auf den Abhängen und im Flüsschen lagen, waren ihm Beweis und Warnung zugleich, dass das Unglück über uns hereinbrechen

werde. Wenn man an seiner Seite die Gegend besah, dann wurde man todsicher von ihm über diese Zeugen belehrt. Des Nachts hörte ich oft, dass er unter Alpdrücken litt, und er tat mir leid darum. Ich freute mich mit ihm, dass er bald einen Kollegen hatte finden können, der ihn für die Dauer seiner Dienstzeit im Fort ablöste. Bevor er abreiste, sagte er mir:

„Wissen Sie, was ich tun werde, wenn ich heimkomme? Sofort kaufe ich Ihnen eine Wanduhr in die Soldatenstube, aus Dankbarkeit für die vielen schönen Stunden, die ich dort verleben durfte. Es ist so urgemütlich in der Stube, nur das Ticktack fehlt noch, und das sollen Sie haben.“

Auch der Leutnant Bauoffizier kam fort. Wir atmeten alle erleichtert auf, denn niemand fühlte sich wohl um diesen Mann wegen seiner kalten Rücksichtslosigkeit. Ich hatte den Eindruck, dass er durch die Abgeschlossenheit innerlich in die Enge getrieben worden und darum weder mit sich selber noch mit andern Leuten zufrieden sei.

Als der dritte Arzt kam, war das Inventar des Krankenzimmers endlich so weit beisammen, dass wir an die Einrichtung gehen konnten. Mit einem vergnügten Sanitätsgefreiten räumte ich die Stube ein. Sie fiel aber offenbar zu gemütlich aus, denn als der Arzt zur Besichtigung kam, klopfte er mir auf die Achsel und sagte:

„Sie meinen es natürlich, nach echter Frauenart, recht gut mit unsern Soldaten. Aber wenn die da hineinkämen, brächte ich keinen mehr heraus!“

„Also dann in einer Stunde wieder, Herr Doktor. Ich weiss jetzt, wie Sie es haben wollen.“

Als er wiederkam, nickte er: „Richtig, jetzt haben Sie es erraten! Kasernenstil! So ist's recht! Wir sind halt einmal im Militär, Tanteli, und da geht es nicht anders!“

Es kommt Ablösung.

Die Leute, die mir geholfen hatten, so rasch Wurzeln zu schlagen in meinem neuen Wirkungsfeld, sollten abgelöst werden. Mir bangte vor dem Wechsel, denn mit neuen Truppen galt es wieder neu anzufangen.

Am Tag des Abmarsches begleitete ich meine bisherigen Schicksalsgefährten ein Stück über Simplon-Dorf hinaus. Dort begegnete uns der bernische Leutnant, dem ich mich für den Rückweg anschloss. Er vertrat einstweilen den Bauoffizier.

Die neue Besatzung waren Auszügler aus verschiedenen Mitrailleur-Kompagnien, alles junge Leute. Als ich sie sah, dachte ich, die würden den Winter schon gut überstehen. Bei näherer Betrachtung musste ich mir freilich gestehen, dass die ganze Truppe doch anders sei als die frühere. Allerdings waren sie anfänglich recht munter, und der Kommandant riet ihnen, die Lage von der heiteren Seite zu nehmen, da es anders nicht zu machen sei. Der Ton aber, den der Kommandant mir gegenüber anschlug, wollte mir nicht recht gefallen. Es schien ihm ein besonderes Vergnügen zu sein, recht derbe Ausdrücke zu verwenden, bis er merkte, dass es bei mir zu funkeln anfang. Als ich ihm schliesslich sagte, er solle mich nicht aufbringen, meinte er lachend:

„So gefallen Sie mir grad am besten! Wissen Sie, ich bin ein Berner Oberländer, und die sind nun einmal nicht anders zu machen.“

In jenen Tagen schrieb mir Fräulein Spiller, ich möchte sie wissen lassen, wenn unsere Soldatenstube eingerichtet sei. Als es so weit war, meldete ich die glückliche Vollendung. Darauf erfolgte eines Tages der Besuch von Oberstkorpskommandant Wildbolz. Dass dieser hohe Offizier mitten im Winter sich zu uns bemühte, das schätzte unsere Truppe hoch ein. Alle waren sie erfreut.

„Also hier sehe ich Sie wieder!“ begrüßte mich der hohe Gast. „Das ist schön, dass Sie sich entschlossen haben, hier Ihres Amtes zu walten. Das freut mich für unsere Wehrmänner. Weiss Gott, nirgends ist eine Soldatenstube besser am Ort als gerade hier!“

Dieser Besuch in dunkler Winterszeit wirkte ermutigend auf alle die Gemüter, die allmählich verdüstert waren, weil der Jugendlust so gar keine Abwechslung und Aufheiterung zuteilwurde.

Auf Februar 1916 kam ein neuer Bauoffizier. Das war für mich ein wichtiges Ereignis, da wir beide inskünftig jahraus und –ein in der Festung bleiben und unter einem Dache wohnen sollten, während alle andern kamen und gingen. Da war es für beide Teile wünschenswert, dass wir leidlich miteinander auskamen. Überdies hing das Wohl der Soldatenstube und ihrer Leiterin zu einem guten Teil vom Bauoffizier ab.

Als Hauptmann O. endlich kam, strengte ich mich ordentlich an, seinen Charakter zu ergründen; aber eine leichte Nebenbeschäftigung war das nicht. Da er Berner war, setzte ich zum vorneherein bei ihm einen harten Kopf voraus, und ich wollte mich zufrieden geben, wenn er mir und der Soldatenstube gegenüber keine Hörnli aufsetzte. Ich taxierte ihn ferner als streng und pünktlich und als Mann mit festen Eigenheiten und Grundsätzen.

Unter seiner Leitung begann in der Festung bald ein neues Werden, ein mächtiges Umbauen und Ändern. An allen Ecken wurden Stollen und Gelasse ausgesprengt, dass einem fast Hören und Sehen verging. Oft krachten bis zu hundert Sprengschüsse im Tag los. Gearbeitet wurde Tag und Nacht. An die knatternden Bohrer gewöhnte man sich schliesslich ganz ordentlich, nicht aber an das Donnern der Sprengungen. Lästig war, dass man mitten im Winter Türen und Fenster öffnen musste, und trotzdem gab es noch ordentlich Scherben von herumfliegenden Steinbrocken. Die ganze Hütte bebte dabei, und nach den Schüssen folgte eine Staub- und Rauchwolke, die alles verhüllte. Und diese Kanonade, die einem durch Mark und Bein ging, wiederholte sich unvermeidlich jeden Tag.

Unter Lawinen begraben.

Um Ende Januar, anfangs Februar fing es tüchtig zu schneien an. Da schüttelte der Figenen, der Berg über uns, eine erste kleinere Lawine ab, die sich bei meinem Schlafzimmer in die schmale Lücke zwischen Hauswand und Felsen hineindrängte. Durch den Anprall wurden die Fenster glatt eingedrückt. Schnee drang in meine Stube und überflutete die Kommode, die zugleich meinen Waschtisch bildete. Ich hatte schon geschlafen, als die Bescherung durch das Fenster kam. Zu tun

war einstweilen nichts dagegen, und so deckte ich mich noch etwas besser zu und schlief ruhig weiter. Am Morgen freilich musste ich erst meine Siebensachen aus dem Schnee herausuchen.

Der Bauoffizier hatte mir zwar ein Schuhbrett vor mein Fenster befestigen lassen, damit mir beim Sprengen nicht fortgesetzt Steinbrocken ins Zimmer gehagelt würden. Dass ich aber dieses Brett auch als Lawinenschutz gebrauchen könnte, war mir bis dahin nicht in den Sinn gekommen. Nun hatte ich also eine erste kleine Erfahrung mit den Tücken der Bergnatur gemacht. Bald sollten grössere folgen.

Gegen Ende Februar schneite es ununterbrochen. Der kleine Weg zwischen der Kaserne und der Soldatenstube wurde derart zugeweht, dass den Leuten die Räumungsarbeiten täglich zu tun gaben. Am 29. Februar war es trotzdem so weit, dass die Soldaten nach dem Nachtessen nicht mehr in unser Häuschen hinüberkommen konnten. Die Offiziere, die in der Kaserne schliefen, nahmen noch mit uns das Nachtessen ein. Als sie gleich darauf nach der Kaserne gehen wollten, sanken sie fast bis unter die Arme in den Schnee ein, so dass sie schliesslich wieder umkehren mussten. Es blieb ihnen nichts anderes übrig, als im Krankenzimmer zu nächtigen. Der Rapport wurde telephonisch abgenommen. Früh gingen wir in unsere Zimmer, damit wir wenigstens im obern Stock wären, wenn das drohende Unheil über uns kommen sollte. Es erwies sich, dass die Anlage der Treppe an der Aussenwand des Hauses sehr ungeschickt war. Man hatte eben nicht mit den Lawinen gerechnet, die über unseren Häuptern hingen.

Um halb 11 Uhr in der Nacht fiel mit dumpfem Schlag eine Lawine auf das Dach des Hauses. Mir schlug beim ersten Schrecken das Herz bis in den Hals hinauf; doch blieb ich ruhig liegen und dachte bloss, solange das Dach über uns halte, gehe es ja noch an. Aus der Nebenstube rief der Kommandant:

„Tanteli, heit Dir Angst in Eurem Juhee inne?“

„Näi, kä bitz!“

Drauf hörte ich ihn leise brummen: „Chrotte Meitschi! Wott's nume nid gälte lah. Es het sys Grindli! I wette, es zitteret wie nes Laub i syner Klappe.“ Und lauter dann: „Schlafet nume ruhig wyter, Tanteli, üsi Bengel wache!“

Am folgenden Morgen hatten die Offiziere nicht wenig Mühe, sich zur Kaserne durchzuarbeiten. Auch die Zivilarbeiter, die nicht im Fort, sondern in einer Baracke am Ufer der Doveria hausten, konnten nicht an ihre Arbeit, da eine Lawine der andern folgte. Es war kaum noch möglich, Wasser und Brennmaterial von der Kaserne in die Soldatenstube zu bringen. Dabei gingen die Vorräte allmählich aus. Milch und Brot wurden selten, das Petroleum war nahezu aufgebraucht. Magerkost und Finsternis drohten bei uns heimisch zu werden, wenn nicht bald besseres Wetter einsetzen sollte.

Jeden Tag kamen die Soldaten in kleinen Patrouillen von der Kaserne herüber und holten sich, was sie sonst in der Soldatenstube genossen hatten. Dann nahmen sie meist noch einen kleinen Vorrat mit, um die Gelüste der Kameraden zu stillen, die nicht aus den engen Räumen herauskonnten.

Der Hauptmann Bauoffizier, ein junger Arzt, ein Sanitätssoldat und ich waren von unsern Leuten vollständig getrennt, und wir hatten in unserer Hütte oft schmale Kost. Es mangelte eben anfänglich in der Festung gar manches, das erst auf Grund gemachter Erfahrungen beschafft werden konnte. Deshalb war denn auch der erste Winter im Fort weitaus der schwierigste. Mehr als einmal kam es vor, dass wir uns keine Konserven verschaffen konnten und deshalb nur von Tee und „Bundesziegel“ leben mussten. Die letztern waren ohnehin in den Tagen des Schneefalls an der Tagesordnung. Das war den Soldaten das Unangenehmste von allem. Sie meinten, man sollte dazu Rosszähne haben, und so dick und hart waren die „Ziegel“, dass man sie kaum weich bringen konnte. Mancher bekam von ihnen Magen- und Darmverstimmung. Deshalb räumten die Leute in kurzer Zeit mit meinen Vorräten auf, so dass ich ausverkauft hatte, bevor die neuen Bestellungen eintreffen konnten. Und selbst Gebäck herzustellen war unmöglich, weil auch alles und jedes dazu fehlte. Selbst an Wasser mangelte es uns, so dass wir Schnee als Ersatz nehmen mussten.

Wir sehnten uns sehr nach dem Ende des Schneefalls. Vom Fort aus versuchte man einen Tunnel durch den Schnee zu uns hinüber zu graben; aber jeden Tag zerschlugen neue Lawinen die angefangene Arbeit. Kein Wunder, dass die Leute durch das ständige Eingepferchtsein ungeduldig und reizbar wurden. Mir selbst ging die erzwungene Einsamkeit ebenfalls nahe.

Den Höhepunkt erreichte das Unwetter in der Nacht vom 12. auf den 13. März 1916. Da krachten die Lawinen zugleich von beiden Talseiten in die Schlucht hernieder. Trotzdem schliefen wir alle, als um halb 2 Uhr früh eine Lawine so mörderlich auf unser Hüttendach niederschmetterte, dass wir glaubten, das Dach breche ein. Die Fenster im Krankenzimmer und in der Soldatenstube wurden eingeschlagen, und die Räume füllten sich bis halb hinein mit Schnee an. Den drei Leichtkranken, die in der Krankenstube lagen, flogen ganze Schollen auf die Decke. Was nur im Bereich der eindringenden Lawine gelegen hatte, war zusammengeschlagen worden. Rasch fingen wir an, den Schnee aus dem Zimmer zu schaufeln. Dann hefteten wir Wolldecken an die Fensterrahmen, damit es nicht gar so grausam hereinwehen könne. Die Soldatenstube wollten wir uns erst am Morgen ansehen.

Auch das Fenster im Zimmer der Offiziere war mit Schnee zugedeckt, während sich bei meiner Stube das Schutzblech gut bewährt hatte. Zerstört war ferner die Telephonleitung, die uns mit der Kaserne verband. Der Schnee lag bis zur Höhe des Vorderfensters der Krankenstube, und die Treppe war so begraben, dass wir am Morgen aus dem Fenster steigen und bis vor die Esszimmertüre hinunterrutschen mussten. Von der Soldatenstube war nichts mehr zu sehen. Als wir die Tür öffneten, sahen wir, dass die Lawine auch hier zu den Fenstern eingedrungen war und den Raum halb angefüllt hatte. Schmelzwasser überschwemmte den Boden, so dass man Bretter legen musste, um die Bescherung richtig besichtigen zu können. Auf diesen Brettern schaukelte der Oberleutnant hin und her und sang dazu: „Fischerin, du kleine...“, um mir wieder etwas Humor beizubringen. Aus den eingeschlagenen Fenstern wehte eine eisige Kälte herein. Dabei war kein Glas mehr vorhanden, um dem Übel abzuhelpen. Zum Glück hörte es aber endlich auf zu schneien. Obwohl überall hohe Schneehaufen lagen, durfte man sich doch wenigstens wieder hinauswagen. Bald herrschte denn auch emsiges Treiben um unsere Hütte. Drinnen und draussen wurde der Schnee weggeschaufelt, und Soldaten und Offiziere arbeiteten frisch drauflos. Jetzt konnte man endlich auch den Schneetunnel ausführen.

Viel konnte ich meinen Gästen freilich nicht mehr bieten, nur der Kaffee ging nie aus. Dabei kam mancher Brocken Bundesziegel zum Vorschein, dem man jetzt die nötige Zeit lassen konnte, einigermaßen weich zu werden. Gemütlich war es indessen in der Soldatenstube durchaus nicht mehr. Der hart zusammengepresste Schnee in den Fensterhöhlen verursachte eine scharfe, feuchte Kälte, die sich empfindlich spürbar machte. Wohl hatten wir die Fensterrahmen mit Kistenbrettern notdürftig vernagelt, aber es zog gleichwohl eiskalt herein. Da vermochte ausser dem Kaffee nur mehr der Jass noch einen gewissen Grad innerer Wärme zu erzeugen.

Ein weiteres Übel war, dass unser Brenn- und Heizmaterial von den Lawinen eingedeckt worden war, und als letztes kam endlich auch noch die grosse Petroleumnot. Als die Lampe ausgebrannt war, mussten wir uns mit Kerzen behelfen. Am ersten Abend, als ich auf jeden Tisch eine Mineralwasserflasche als Kerzenhalter stellte, gab es ein grosses Hallo. Die Leute fingen gleich an, „Stille Nacht, heilige Nacht“ zu singen. Aber nach wenigen Tagen schlug die Stimmung um, und es verbreitete sich eine düstere Schwere. Bald flog da, bald dort eine Flasche um, oder das Licht erlosch, wenn einer beim Anzünden des Rauchzeugs zu fest zog. Wollte einer den Kerzenstock näher bei sich haben, so sah der andere seine Trümpfe nicht mehr, es gab Zank, und zuletzt regnete es Kerzentropfen auf Tisch und Bank und Wände. Dabei nahm allmählich eine Unzufriedenheit überhand, so dass ich oft alle Mühe hatte, den Frieden zu wahren. Immer wieder ermahnte ich die Soldaten, ihre Ungeduld zu zähmen und sich nicht in Wut und Ärger hineinzusteigern, sondern sich möglichst gut mit der unabänderlichen Lage abzufinden. Zum Glück stand mir eine geduldige und getreue Ordonnanz zur Seite.

Trotz der schwierigen Lage hätte ich indessen den Unannehmlichkeiten nicht ausweichen mögen. Ich fühlte, dass ich auf meinem Posten nötig war. Die widerlichen Umstände vermochten mir nichts anzuhaben; denn ich war festen Willens, zu lernen und zu wachsen, um meine Aufgabe immer besser erfüllen zu können. Die Soldaten freilich zählten die Tage und Stunden, die sie noch in der „Tigerfalle“, in der völlig von aller Welt abgeschnittenen Schlucht, ausharren mussten.

Die grösste Verdriesslichkeit schuf das Ausbleiben der Post. Erst kurz vor der Ablösung konnte sie endlich durch Patrouillen herbeigeschafft werden. Dies und die nahe bevorstehende Entlassung milderte die Stimmung unter der Truppe, und die Leute gewährten auch ihrem Soldatentanteli bessere Tage. Um ihnen zu beweisen, dass ich ihnen nichts nachtrug, begleitete ich sie denn auch beim Abmarsch bis zum Hospiz hinauf, ob auch der Weg mühsam genug war. Es ging über Lawinen und tiefen Schnee. Voraus ging der Herr Hauptmann, und hinter ihm ging ein Mann immer in den Spuren des Vorgängers. Langsam nur kamen wir vorwärts, denn oft sanken wir bis über die Hüften in den Schnee ein. Ich marschierte am Ende der Kolonne, mit dem Arzt und einem Oberleutnant. Beides waren ruhige, freundliche Zürcher, und wir waren ganz vergnügt, trotzdem die Löcher der Fussspuren immer tiefer ausgetreten wurden. Ab und zu blickten der vorausmarschierende Hauptmann oder der Oberleutnant nach mir zurück, ob ich wohl noch nicht verloren gegangen sei und Schritt zu halten vermöchte. Aber sie hatten sich verrechnet, ich wusste gut, was ich mir zutrauen konnte.

Beim Refuge VII begegneten wir der ablösenden Truppe, und nach fünfstündigem Marsch kamen wir um Mittag beim Hospiz an. So freundlich und zuvorkommend wie während des kurzen Aufenthaltes hier oben waren die Leute die ganze Zeit vorher nie gewesen. Es war, als wollten sie rasch alles noch gutmachen.

Um halb 2 nachmittags brach die Truppe auf nach Brig. Mancher spürte bereits den „anhänglichen Affen“ auf dem Buckel und hätte ihn wohl am liebsten wie einen Fussball mit Schwung über den Brigerberg in den wartenden Eisenbahnzug befördert; aber es ging nicht anders: die Heimkehr musste mit Sack und Pack auf Schusters Rappen verdient werden.

Heimkehr zu neuen Leuten.

In Begleitung eines freundlichen Sanitätsgefreiten machte ich mich bald darauf wieder auf den Rückweg. Der Mann sollte bis Simplon-Dorf, dem nächsten Militärposten, mitkommen. Die Sonne schien da oben prächtig warm, machte dabei aber den Schnee so weich, dass ich oft bis unter die Arme einsank. Ich hatte geglaubt, der Schnee würde mich tragen, und deshalb hatte ich auch auf ein Paar angebotene Skier verzichtet. Jetzt wären sie mir sehr erwünscht gewesen. Mein Begleiter, ein ausgezeichneter Skiläufer, wusste indessen Rat. Er lud mich ein, mich hinter ihm auf seine Skier zu stellen und mich an seinem Gurt festzuhalten. Ich zierte mich nicht lang, und als wir einmal angefahren waren, sausten wir lange Strecken in höchster Geschwindigkeit dahin. Rex, der natürlich auch mitgekommen war, galoppierte mit sichtlichem Vergnügen vor oder neben uns her. Wenn wir ein Stück weit auf ebenem Boden gleiten mussten, biss der Strick bald in die eine, bald in die andere Skispitze, so dass wir aus dem Takt kamen. Waren wir aber in vollem Lauf, dann rutschten meine Füße nach vorn, so dass meine Schuhspitzen unter die Absätze des Führers kamen. Das gab mir bessern Halt. Ein Glück nur, dass ich keine Hühneraugen hatte, sonst wäre es aus gewesen mit der Freude! So aber kamen wir flott zweispännig in Simplon-Dorf an. Im Hotel „Post“ hielten wir Rast. Die hilfsbereite, menschenfreundliche Dame, die einen dort aufnahm, ist sicher jedem Soldaten und Offizier, der jemals in das Dorf kam, in freundlichster Erinnerung geblieben. Sie war auch eine Art Soldatenmutter und erwies jedem die herzlichste Gastfreundschaft. Auch wir wurden aufs beste empfangen.

Nach gründlicher Stärkung ging die Reise weiter, der Gondoschlucht entgegen. Frau Dr. G., unsere Wirtin, hatte mir die Skier ihrer Tochter mitgegeben. Ausser meinem fahrtüchtigen Gefreiten kam noch ein Sanitätskorporal, ein Medizinstudent, mit. Wir wollten kühn die steile Halde ob Gabi hinunterfahren. Das war zwar ein Wagnis für mich, reizte mich aber gerade. Dreimal landete ich denn auch in einer Schneewolke, aber dank der guten Führung durch meine Begleiter lief alles gut ab. Rex freilich, der zurückgeblieben war, verführte einen Heidenspektakel, bis er uns wieder eingeholt hatte.

In Gabi angelangt, sahen wir von weitem eine Patrouille aus dem Fort auf uns zukommen. Es waren Leute von der neuen Ablösung. Stramm meldeten sie mir – es waren Welsche - dass sie Befehl hätten, mich heimzubegleiten. So nahm ich denn Abschied von meinen bisherigen Begleitern und trabte mit den welschen Milizen über Schneeknollen, Löcher und Verwehungen, bald aufwärts, bald abwärts auf dem schmalen, zerstampften Weg der Schlucht entlang. Es war unterdessen finster geworden, und wir hatten die Laternen angezündet. Skifahren war hier unmöglich, und man musste sich vorsichtig durchtasten, damit man nicht unversehens in einer Rutschpartie in die Doveria hinunterfuhr.

Die ruhigen, gesetzten Männer der welschen Kompanie gefielen mir. Ich bekam gleich den Eindruck, dass mit ihnen leichter auszukommen sein werde als mit den eben Abgezogenen. Sie fanden es auch

gar nicht so schlimm in der Festung Gondo, und mir schien, dass sie unsere Lage und Entbehrungen vernünftig und geduldig hinnehmen würden.

Als wir zum Fort kamen, fanden wir gleich den Kommandanten. Er hatte sich um uns gesorgt. Als wir aus der Dunkelheit auftauchten, rief er fröhlich: „Hallo! Seid Ihr endlich da! Gott sei Dank!“

Soviel Freundlichkeit überraschte mich freudig, und nach einem Gespräch mit den neuen Offizieren empfand ich eine grosse Erleichterung für die kommenden zwei Monate.

Die Mannschaft selbst bestand zum grössern Teil aus Unteroffizieren, vom Gefreiten bis zum Adjutanten. Ich glaube, es gab in der ganzen Truppe nur zehn gewöhnliche Soldaten; diese standen aber weder in den Leistungen noch in der Ausführung hinter den gradierten Kameraden zurück. Ich hätte im Gegenteil, wenn ich jeweils die neuen Gradabzeichen annähte, oft die Auszeichnung lieber einem Soldaten gegeben als dem rechtmässigen Eigentümer.

Heiter und frohgemut waren die Leute, und dass sie es blieben, war zum grössten Teil den Offizieren zu verdanken. Diese waren nämlich von einer Frische und tatkräftigen Lebhaftigkeit, die nichts Schleppendes aufkommen liess. Munter wurde die Arbeit angefasst. Dem Frühling, den wir so sehnlich erwarteten, sollte tüchtig vorgearbeitet werden. Die Lawinen wurden vollends weggeschafft, so dass es wieder hell wurde in der Soldatenstube. Der Weg nach der Kaserne wurde freigelegt. Freilich hörte man wohl noch hin und wieder ein Donnerrollen von stürzenden Lawinen, wenn die Sonne so recht tüchtig an die Bergflanken schien. Mitunter stürmte und regnete es auch gewaltig, aber Sonne, Föhn und Regen fegten den Schnee rasch vollends fort.

Langsam kamen die Frühlingszeichen auch zu uns herunter. Gemächlich stieg die Sonne immer etwas tiefer über die hohen Felswände herunter. Auf der einen Seite der Schlucht glänzte der Frascinodifall wie flüssiges Silber auf. Wehte dazu ein Wind, so jagte er das zerstäubende Wasser wie in Schleiern und Wolken hoch auf.

Ein sicheres Frühlingszeichen war auch das regelmässiger Eintreffen der Post. Das war jeweils unser Tagesereignis, eine echte Freudenspende. Bekam aber einer lange keine Postsendung, dann bildeten sich wohl düstere Wolken auf seiner Stirne, und manches dieser Gewitter entlud sich dann nach Feierabend. Ich wusste bald, was die Uhr geschlagen hatte, wenn einer sich still und grübelnd abseits hielt oder ein anderer unnötig zu nörgeln anfang. Aber eigentlich schlechter Laune habe ich weder die Offiziere noch die Mannschaft jemals gesehen. Die Leute sangen viel, lauter schöne welsche Lieder. Einige hatten prächtige Stimmen, und oft schlossen sich die Offiziere dem Gesang an. Ein Lied aber wussten sie besonders schön und innig zu singen, und es kam auch jeden Tag an die Reihe: „Mimi d'Amour“. Ein Korporal sang mit seiner Stimme vor, und die übrigen setzten machtvoll beim Refrain ein. Um meinen Gästen eine Überraschung zu bereiten, liess ich eine Grammophonplatte mit diesem Lied kommen. Eines Abends, als sie um Musik baten, liess ich unerwartet „Mimi d'Amour“ ertönen. Das freute sie alle so herzlich, dass die Offiziere gleich beschlossen, mich mit einem Dutzend Platten zu beschenken. Die Bestellung erfolgte sogleich, und wenige Tage später war die Sendung schon da. Ich war herzlich froh, dass ich den Soldaten Musik nach ihrem Geschmack vorspielen konnte.

Als nach Ostern Sturm und Regen ihre Schuldigkeit getan hatten, wagte sich auch die Sonne immer weiter zu uns herunter. Am jenseitigen Talhang, neben dem Frascinodifall, lag, etwa 300 Meter über

dem Fort, eine zartgrüne Matte. Da stand auch eine niedrige Alphütte, die einzige Behausung, die wir ausser dem Refuge IX erblicken konnten. In diese Hütte war eine junge Hirtin mit ihren Ziegen eingezogen. Dieses neue Leben dort oben in der sonnigen Höhe zog uns an, und wir beschlossen, am nächsten Sonntag hinaufzusteigen und dann gleich noch 300 Meter höher nach Zumchämi. Wir hatten übergenug von Eis und Schnee und wollten uns auch einmal wieder von der Sonne bescheinen lassen.

Beim Abmarsch von der Festung froren wir noch gehörig; an der sonnigen Halde aber war es heiss wie im Hochsommer. Auf Alpien steht eine kleine Kapelle mit einer Steinbank davor. Da liessen wir uns zum Picknick nieder. Was an Speise und Trank im Rucksack unter der Hitze gelitten hatte, steckten wir eine Weile in den Schnee und verzehrten es dann mit bestem Appetit. Dann ging es Alpien entlang wieder heim zu.

Als hätten wir mit unserem ersten Ausflug der Sonne die schuldige Anstandsvisite gemacht, so liess sie sich nun ihrerseits gnädig zu einem ersten kurzen Gegenbesuch bei uns sehen. Bis zur Hochsaison, da sie ihren vollen Glanz und ihre Überglut auf uns ausgoss, war es freilich noch weit. Und wenn es auch bis dahin noch nicht immer nach Frühling aussah, so herrschte doch in unsern Stuben Frühlingsstimmung. Dafür sorgte schon unser Arzt, ein junger, lebensfreudiger Zürcher, mit seinem unverwüstlichen Humor. Fast jeden Tag bekam er eine neue Auflage von Blumen zugesandt, offensichtlich von sehr aufmerksamen Spenderinnen. Selbst die Vasen wurden mitgeliefert, und die Offiziersordonnanz, ein sinniger, junger Gärtner, verwandte auf Blumen und Geschirr die zärtlichste Sorgfalt.

Ein besonderes Talent hatte auch meine Ordonnanz: der Mann konnte grossartig Handharmonika spielen. Er legte sein ganzes Wesen in seine Musik und schien beim Spiel völlig abwesend zu sein. Sein Gesicht spiegelte dabei jede Regung wider. So trug jeder das Seine dazu bei, dass bei uns eitel Frühlingsstimmung herrschte.

In der toten Goldmine.

An einem sonnig-warmen Tag machten wir den letzten gemeinsamen Ausmarsch nach dem Zwischbergental, zu den verfallenden Werken einer Goldmine. Die Leute von Zwischbergen und Gondo hatten uns längst erzählt, dass hier vor mehr als 20 Jahren eine Pariser Gesellschaft ein Goldbergwerk betrieben habe. Das Unternehmen hätte anfänglich sehr gut rentiert. Die Inhaber und ihre Damen hätten sich aber durch die hohen Gewinne zu grenzenloser Verschwendung hinreissen lassen. Sie besaßen neben den Werkgebäuden ein reich eingerichtetes Wohnhaus. Als die Leute aber den unvermeidlichen Zusammenbruch herannahen sahen, seien sie bei Nacht und Nebel verduftet.

Das ganze Werk schien bei unserem Besuch noch genau so dazuliegen wie damals, als die Arbeiter ihre Werkzeuge niedergelegt hatten. Vom Bergwerk her führte immer noch eine Schwebebahn, an deren Drahtseil gefüllte Behälter mit rohem Gestein hingen. Im ersten Gebäude standen noch alle Maschinen, die zur Zerkleinerung der Steinbrocken gedient hatten. Der Gemeindepräsident von Zwischbergen, der die Schlüssel zu den Gebäuden in Verwahrung hatte, konnte uns an den Maschinen den ganzen Vorgang der Verarbeitung genau erklären. Im Nebengebäude, das mit dem

ersten durch Eisenstege an jedem Stockwerk verbunden war, ruhten die Maschinen zur Ausscheidung der verschiedenen Metalle. Prächtig war das Werk mit seinen gewaltigen Maschinen angelegt; aber nun war alles so verwettert, verwüstet und verrostet, als hätte der Krieg hier geherrscht. In den Dächern klafften weite Lücken, so dass die Gebäude samt der Einrichtung vom Wetter völlig verdorben waren.

Im Wohnhaus sah es aus, als hätten die Räuber hier gehaust. Etwas Derartiges musste wohl auch geschehen sein. Hausgeräte waren nur noch stückweise vorhanden, und zwar im Keller. Da sah man einen Stehspiegel, einen Spiegelschrank, einen prachtvollen Tisch, reichgeschnitzte Sthle und einen grossen Perserteppich. Das erste Stockwerk enthielt Bureaurume und eine grosse Apotheke. In den Bureaux lagen die Geschftsbucher und Akten zerstreut am Boden. Wandschränke und Schubladen waren aufgerissen, und von einer grossen Sammlung durchgeaderter Steine lagen noch ein paar spärliche Brocken herum. Die Hausapotheke dagegen war seltsamerweise noch fast unberührt, jedenfalls weil die Plnderer mit den Medikamenten nicht viel anzufangen gewusst hatten.

Sorgfältig mit den Füssen tastend, mussten wir von einem Raum in den andern schleichen, denn alle Böden waren faul und morsch, wenn auch überall noch die Teppiche lagen. Die Wohnräume verrieten noch die einstige Eleganz mit kostbaren Teppichen, Portieren, Gardinen und Storen; aber alles war so verlchert und mürbe, dass es bei der geringsten Berührung in Staub zu zerfallen drohte.

An der Talseite des Wohnhauses lag eine mächtig grosse Terrasse. Hier konnten sich die Grosstdter einstmals in aller Ruhe und in der herrlichen Gebirgsluft von ihren gesellschaftlichen Strapazen erholen. Wie schade war es um alles!

Die Einheimischen hatten sich einst viel vom Bergwerk versprochen. Es wurde denn auch anstelle des Fussweges eine richtige Strasse von Gondo her mit vielen Schleifen ins Zwischbergental hinein gebaut. An der Halde bei der letzten Biegung in das Tal hinein lag das Elektrizitätswerk für den Betrieb.

Steine lagen noch in gewaltigen Haufen herum, grosse Blocke und von den Steinbrechern zermalimte Brocken. Wer goldhaltige Stucke finden wollte, brauchte nur in den Haufen zu wählen. Das wurde und wird denn auch von den meisten Besuchern eifrig getan. Freilich sind richtig goldgeaderte Steine kaum mehr zu finden, bestenfalls noch solche, die, punktiert verteilt, verschiedene Metalle enthalten. Jede neue Truppe, die nach Fort Gondo oder nach Gondo-Dorf kam, wanderte in den Freistunden nach den Goldminen. Auch die Ärzte, die der Reihe nach zu uns kamen, suchten den Ort auf, den man doch gesehen haben musste. Manche Besucher nahmen sogar Rucksäcke und Hmmer mit, damit sie die goldene Last bequemer herausholen und heimtragen könnten.kehrten sie dann schwerbeladen von ihrem Beutezug heim, so enthielten die meisten Steine höchstens einen Schimmer von wertlosem Erz.

Auf dem Heimweg nach dem Fort begegneten wir einem Herrn, der im Begriffe war, nach der Goldmine zu gehen. Er war Vertreter einer Erzgesellschaft in Zürich und wollte einige Zeit dort verbringen. Die Gesellschaft gedenke, das verlassene Bergwerk zu kaufen und auf chemischem Wege auszubeuten. Später vernahmen wir indessen, dass die Anlagen abgerissen worden seien. Ein reicher Italiener soll sie gekauft und, als alles Material in und an den Gebäuden transportbereit lag, wiederum verkauft haben. Man sagte, er solle dabei ein glänzendes Geschäft gemacht haben. Seither

ist es um die Goldmine still geworden, und man sieht davon nichts mehr als die Stollen im Bergwerk. Einige unserer Pioniere statteten diesen später noch einen Besuch ab, wobei sie vorsichtigerweise ihren Weg genau aufzeichneten. Sonst hätten sie, wie sie selbst sagten, den Weg kaum zur rechten Zeit zurückgefunden.

Wieder Abschied – neue Leute.

Behaglich verweilte ich im Kreise der fröhlichen welschen Kompagnie. Mir schien, als gingen die Wochen viel rascher vorbei als früher. Vielleicht liessen auch die Sonnenstrahlen, die ich nun zum ersten Mal in der Festung sah, alles leichter und freundlicher erscheinen. Ab und zu konnten wir schon den Kaffee im Freien trinken. Dann liessen wir den Grammophon spielen und sangen froh in die Welt hinaus.

Anfangs Mai aber begleitete ich die Kompagnie mit Rex wiederum nach dem Hospiz hinauf zum Abschied. Diesmal war der Weg bedeutend leichter. Der Schlucht entlang lag freilich noch viel Lawinenschnee; dann aber war eine lange Strecke frei, und wir kamen in vier Stunden oben an.

Diesmal begleitete mich der allzeit fröhliche Zürcher-Arzt zum Fort und zurück. In Simplon-Dorf, das wir mit der Schlittenpost erreichten, besuchten wir einen Kranken, der sonst im Fort als Zivilarbeiter tätig war. Auch in Gabi musste noch rasch ein Krankenbesuch gemacht werden. Hier mussten wir einem Verunfallten den Gipsverband, den wir ihm vor einigen Wochen angelegt hatten, wieder abnehmen. Am frühen Nachmittag kamen wir wieder in unserer Klause an.

Vor der Kaserne trafen wir auf die neue Fortwache. Es waren wiederum gesetzte Männer, und wie stets, so suchte ich auch jetzt in den Zügen der Soldaten und Offiziere zu lesen, welchen Sinnes sie wohl seien. Bald zeigte sich, dass die neue Kompagnie sich recht unternehmungslustig an ihr Programm machte, dass der ernste und zielbewusste Kommandant für sie ausgearbeitet hatte. So gab es sich denn von selbst, dass die folgenden zwei Monate reich ausgefüllt wurden mit Arbeit, Ernst und Freude.

Gleich in den ersten Tagen ereignete sich eine Karbidexplosion, die indessen gnädig verlief. Einem Zivilarbeiter wurden dabei die Augenbrauen und die Stirnlocken abgesengt, und einige Tage lang litt der Mann an einer leichten Augenentzündung. Noch schlimmer hätte ein weiteres Ereignis ausgehen können: Kaum eine Woche später fiel von der Felsenwölbung über der Kaserne ein gegen dreissig Zentner schwerer Felsblock herunter, dicht neben eine Gruppe Soldaten. Wie durch ein Wunder wurde niemand verletzt; aber den Leuten fuhr doch ein mächtiger Schrecken in die Knochen. Trotz solchen Zwischenfällen waren die Soldaten während des Dienstes und der Freizeit recht fröhlich. Abends wurde musiziert und gesungen, und zweimal in der Woche hielt der Männerchor im Krankenzimmer, das glücklicherweise fast immer leer stand, seine Übungen ab. Dazu gab es an zwei weitem Abenden Musikproben. Fünf Mann spielten mit grossem Eifer, und die Offiziere nahmen an diesem musikalischen Treiben regen Anteil.

Am 22. Mai 1916 geschah ein Unglück, das uns alle tagelang dumpf und traurig im Gemüte lag. Es war fünf Minuten vor Feierabend. Eben liessen die Mineure die letzten Sprengschüsse in den Stollen loskrachen. Ein Schuss aber fehlte. Hatte man ihn beim Zählen der Donnerschläge überhört? Das

konnte ja vorkommen, etwa wenn zwei zu gleicher Zeit losgingen oder einer den andern bei zu grosser Sprengwirkung überschlug. Als die für die Zünddauer berechnete Zeit, nach deren Ablauf normalerweise kein Spätschuss mehr zu erwarten ist, verstrichen war, näherte sich der Vorarbeiter dem Stollen, und auch der Lampist trat in seine Nähe. In diesem Moment krachte, zu aller Entsetzen, der gefehlte Schuss los und spie Steine und eine dichte Staubwolke aus dem Stollen. Gleich darauf hörte man das Stöhnen der beiden Männer. Schrecklich zugerichtet lag der Vorarbeiter vor dem Stolleneingang, und etwas weiter weg kroch der Lampist am Boden herum, ebenfalls schwer verwundet.

Ich war in diesem Augenblick gerade im Krankenzimmer. Da polterten eilige Schritte daher, und jemand rief: „Tanteli, schnell die Bahren! Sie bekommen traurige Arbeit!“

Nachdem mir der Mann rasch berichtet hatte, was geschehen war, legte ich alles für den Arzt bereit, der zufällig auf dem Kasernenplatz stand, als das Unglück geschah. Dann band ich eine weisse Schürze vor und wusch mir die Hände, um mithelfen zu können.

Erst brachten sie den Vorarbeiter. Er sah entsetzlich aus. Der linke Arm war ihm völlig zerschmettert worden, die Knochen zersplittert, die Hand zerfetzt, und Kopf und Körper trugen klaffende Wunden. Der Steinhagel musste seine ganze linke Seite getroffen haben. Nachdem ich dem Unglücklichen die Oberkleider aufgeschnitten hatte, legten wir ihm einen Notverband um den linken Arm, der nur noch lose an der Achsel hing. Die übrigen Wunden verband ich allein, da der Arzt sich eilig zum Transport bereitmachen musste, damit der Verwundete noch mit dem Abendzug über Iselle nach Brig befördert werden konnte. Es war höchste Zeit, wenn sie den Zug noch erreichen und das Leben des Mannes retten wollten.

Während ich den Unglücklichen verband und transportfähig ausrüstete, war er voller Dank. Wie ein Held ertrug er sein Geschick, war er auf alles bedacht, was zu besorgen war. Über seinen Zustand klagte er nicht, nur wegen seiner Frau und seinen sechs Kindern äusserte er tiefstes Bedauern. Ehrfurchtsvoll beugte ich mich über diesen einfachen, grossen Mann.

Schliesslich wurde der Verletzte auf eine Bahre gelegt und mit dieser auf einer Chaise festgebunden, die ihn und den Arzt nach Iselle führen sollte.

Den zweiten Verwundeten, unsern Lampisten, der schon viele Jahre Fortswächter in Gondo war, behielten wir im Krankenzimmer. Auch er hatte mehrere klaffende Wunden an Gesicht und Händen, die genäht werden mussten. Zudem trug er in der Herzgegend eine kugelförmig erhöhte Blutstauung. Als in der Nacht der Arzt von Simplon-Hospiz herüberkam, war der Lampist trotz seiner Schmerzen schon wieder zu Spass und Scherz aufgelegt. „Gelt, Tanteli - sagte er zu mir - ich altes Haus bin immer mit allen Übeln behaftet. Wenn etwas passiert, bin ich sicher dabei!“

Etwas war schon daran, er war ein rechter Pechvogel. Aber lachen musste man doch oft über ihn. Diesmal erregte er allgemeine Heiterkeit mit seinem unstillbaren Durst. Ich konnte ihm nie genug Getränke heranbringen, und alles schmeckte seinem auf kräftige Genüsse abgestimmten Gaumen zu fade. Jedes Mal brachte er deshalb irgendein Witzwort an über die „unschuldigen“ Tränklein, an denen ich es nie fehlen liess. Dafür schickten ihm die Offiziere zu jeder Mahlzeit ein gutes Glas Wein, an dem er sich köstlich erlabte.

Von Schiessübungen, Gästen und anderem.

Am 6. Juni stand Gewehrschiessen auf dem Tagesbefehl. Da wollte ich auch mitmachen. Kommandant und Soldaten freuten sich, dass ich an ihrer Arbeit Anteil nahm, und der Offizier war gerne bereit, mir Anleitung im Schiessen zu geben. Er instruierte mich genau wie einen Rekruten. Mir selbst war es ernstlich daran gelegen, mir die gleiche Mühe zu geben, wie sie von den Soldaten gefordert wurde. Das Resultat war denn auch gar nicht so schlecht. Nach den Probeschüssen standen meine Leistungen ungefähr auf dem Durchschnittsresultat der Truppe.

Diesem Tag folgte ein vergnügter Kompanie-Abend. Es war grad ein halbes Jahr her, seit ich meinen Posten in der Festung bezogen hatte, und man meinte wunder, was das für eine Leistung sei. Niemand dachte freilich, dass ich noch fünfmal so lang im Fort Gondo bleiben würde. Alle glaubten, es sei da auf die Dauer überhaupt nicht auszuhalten. Ich war indessen zum Schluss nicht die einzige, die es konnte. Der Herr Hauptmann, der zwei Monate nach mir hergekommen war, blieb ebenso lange wie ich in der Schlucht.

Der 15. Juni brachte eine Maschinengewehrübung. Auch diesmal machte ich mit. Ich absolvierte genau die gleichen Übungen wie die Soldaten und unterzog mich der strengen militärischen Kontrolle. Als die Schiesserei vorüber war, hatte ich das gute Gefühl, dass man mich auch im Ernstfall auf die eine oder andere Art als Verteidigerin werde gebrauchen können.

Am folgenden Tag unternahmen wir eine Besteigung des Monte Carnera, 2860 Meter ü.M. Von der Napoleonskaserne ging es über Alpien dem Schwarzbalmengrat entlang, den man schier auf allen Vieren erklettern musste. Dabei wehte ein reissender Wind da oben, gegen den man sich mit aller Kraft wehren musste. In einer geschützten Felsennische hielten wir Mittagsrast. Die Trompeter hatten ihre Instrumente mitgebracht, und ihre Weisen klangen wie ein Lobpsalm zum Dank für die Herrlichkeiten des Schöpfers. Die Sonne schien prächtig, doch war es sehr kalt, und der Schnee lag tief und kristallblitzend auf dem Gipfel. Der Wind stäubte uns eisiges Geriesel ins Gesicht, so dass man allmählich ein Brennen verspürte. Mich nahmen die Soldaten in die Mitte, sonst hätte mich der Wind stracks nach Italien hinuntergeblasen. Die Aussicht war wunderbar klar, und so hatte es sich reichlich gelohnt, dass wir – wie der Walliserausdruck hiess – „embrüf go embri lozen“ gegangen waren. Ein Meer von Gipfeln lag vor uns, und wir sahen weit in das Sonnenland Italien hinunter. Bei diesem Anblick konnte man es erst recht nicht fassen, dass unter diesem strahlend blauen Himmel der Krieg durch das reich gesegnete Land tobte.

Auf dem Rückweg entschlossen wir uns zu einer Rutschpartie, diesmal bis nach Alpjerung, gute 800 Meter tief hinunter. Lustig war zu sehen, wie Rex die Sache prompt begriff. Er legte sich auf den Bauch, spreizte die Vorderbeine weit aus und lenkte mit den Hinterbeinen wie mit Ruder. Er war denn auch der erste, der glücklich unten ankam, und empfing jeden mit fröhlichem Gebell. Um eine Kugelfahrt zu vermeiden, benutzte ich den Stock als Steckenpferd und ritt so flott den Hang hinunter. Nass wurden wir bei dieser Abfahrt allerdings durch und durch; aber die Sonne brannte, und die Luft war warm. So legten wir uns auf Alpjerung ins kurze Gras und liessen uns die Kleider auf dem Leib trocknen. Das ging denn auch gar nicht lange, und als wir schliesslich wieder auf die Strasse kamen, marschierten wir fröhlich im Taktschritt zur Musik ins Fort hinunter.

Wenige Tage danach erhielten wir den Besuch von Oberst Dietler und andern hohen Offizieren aus der Festung St. Maurice. Bei einer nächtlichen Schiessübung konnten sich die Herren überzeugen, dass bei uns die Grenze in guter Hut sei. Jeder Mann stand still auf seinem Platze und führte mit grösster Pünktlichkeit die Befehle aus. Scheinwerfer beleuchteten die Scheiben, und die Maschinengewehre knatterten treffsicher los. Die ganze Truppe und ich mit ihr waren vom Eifer gepackt, das Beste zu leisten. Als tags darauf ein Major und sein Adjutant die Resultate der nächtlichen Schiessübung an Hand vorgelegter Zeichnungen sahen, wünschten sie eine Wiederholung der Übung. Diese fand zu Anfang Juni statt, gerade als Fräulein Spiller in Begleitung des Stabes bei uns zu Gaste war. Es freute mich nicht wenig, dass sie nun Gelegenheit hatte, etwas von unserem Betrieb zu sehen. Gerne hätte ich sie in alle Winkel unserer Schlucht und der nachbarlichen Berge hineingeführt; aber rechtzeitig besann ich mich daran, dass sie wohl von der langen Reise schon müde genug sein müsste. Ich geleitete sie deshalb zur Kaserne hinüber, wo wir aus dem Fenster der Offizierskabine das Nachtgefecht gut beobachten konnten. An den steilen Felshängen jenseits der Doveria waren an die 60 Scheiben in steigender Kolonne aufgestellt. Dicht neben uns war ein Maschinengewehr postiert, das auf einen leisen Befehl hin plötzlich losknatterte, dass einem schier das Hören verging. Den Zielfiguren erging es dabei schlimm. Wo immer sie sich zeigten, fuhr der Bleihagel hin, und der sprühende Funkenregen gab uns die Zuversicht, dass wir für den Ernstfall gut gewappnet waren.

Nach der Nachtübung sassen Offiziere und Soldaten noch lange fröhlich beisammen. Dabei erzählte ich Fräulein Spiller von dem Unglück beim Sprengen, und der Adjutant fügte bei, dass er den verletzten Mann im Spital zu Brig schon öfters besucht habe. Immer aber habe er es schmerzlich empfunden, dass alle Betten der fremden Internierten im Krankensaal mit Blumen belebt seien, während das Lager des armen schweizerischen Zivilarbeiters jeden Schmuckes bar sei. Fräulein Spiller nahm herzlichen Anteil am Geschick des Mannes und versprach, sie werde dafür sorgen, dass auch dieser Unglückliche ein wenig Liebe erfahren werde. Und zwei Tage darauf hatte der Mann wirklich die schönsten Blumen auf seiner Decke, und von da an wurde auch er mit Liebesgaben bedacht.

Am letzten Sonntagvormittag vor der Ablösung der Truppe fand noch eine Übung im Pistolenschiessen statt. Da ich mit Gewehr und Maschinengewehr umzugehen wusste und gute Resultate erzielt hatte, wollte ich auch hier mitmachen, und ich hoffte, ich würde lauter Vierer herausbringen. Aber da bin ich böß abgefahren! Wenn der Schuss losging, klappte mir jedes Mal das Handgelenk um. Gerne hätte ich mit der linken Hand die Rechte gestützt, aber es musste stehend, aus freier Hand, die Linke hinter dem Rücken, geschossen werden. Ich brachte es nicht über die Zwei hinaus und hätte zum Schluss noch fast die Wasserleitung, die unter der Scheibe durchführte, gründlich demoliert!

Auch unser Feldweibel, ein Mann wie Quecksilber, war kein Held im Pistolenschiessen, so dass ich mit meinem Missgeschick nicht allein war. Wir trösteten uns gegenseitig mit dem festen Glauben, dass wir sicher Glanzleistungen erzielt hätten, wenn wir beide Hände hätten gebrauchen dürfen.

Und wieder neue Leute.

Wieder erfolgte der Wechsel der Besatzung. Ein grosses Lastauto brachte die neue Ablösung und nahm auf dem Rückweg die Entlassenen mit. Bei dem herrlichen Wetter war es für die Heimkehrenden ein doppelter Genuss, über den Simplon fahren zu können.

Die Ankömmlinge hatten es gut getroffen. Sie waren mühelos in die Festung gelangt. Trotzdem gab es Gewittermienen, als sie im Fort einzogen. Und dabei hatten sie es doch in den schönen Sommer und in die Zeit der Alpenrosen getroffen. Obwohl auch sie, wie ihre Vorgänger, Zürcher waren, glichen sie den Abgezogenen nur wenig. Auch sie wollten regelrechte Gesangübungen abhalten, aber die Ausdauer fehlte ihnen dazu. Unter sich waren sie in vielen Dingen nicht einig. Es gab eben unter ihnen einzelne Leute, die sich über die andern erhaben fühlten und die sich nun als Alleswisser aufzuspielen versuchten. Und dabei hatte ich gerade von meinen Heimatgenossen Verständnis und Nachsicht erwartet. Glücklicherweise waren es ihrer nur wenige, die sich auf diese unangenehme Art als besonders moderne und vorgeschrittene Zürcher vorstellten und die mich sozusagen als ihr Versuchskaninchen behandelten, das – wie sie sich ausdrückten – in der „Kongo-Schlucht“ rückständig geworden sei. Die guten Elemente jedoch hatte ich stets auf meiner Seite, und den dunklen Zeiten folgte auch immer wieder der helle Tag.

Ein gütiges Geschick hatte mir auch diesmal wieder eine prächtige Ordonnanz zugeteilt. Wenn der gute Mann merkte, dass ich betrübt war, holte er seine Trompete hervor, stellte sich unter die Türe der Soldatenstube und blies seine Melodien aus Leibeskräften in die Schlucht hinaus. Er wusste auch genau, dass mich seine O-Beine und die mächtig aufgeblasenen Backen belustigten, und darum stellte er seine komische Figur völlig in den Freundesdienst, den er mir erwies. Überdies war er ein fröhlicher Witzbold, und wenn er seine Possen losliess, mussten die Leute oftmals Tränen lachen. So half mir die humorvolle Ordonnanz getreulich auf seine Art, die Schatten verscheuchen. Obendrein gab mir der gute Mann noch Unterricht im Handorgelspielen, während mir die Offiziersordonnanz das Rasieren beibrachte, was ich bedeutend rascher begriff. Ich sollte diese seltene Frauenkunst später noch gut gebrauchen können: sie kam mir als Krankenschwester in Delsberg, während der Grippe-Epidemie, noch oft genug zustatten. Da rasierte ich alle meine Patienten sauber mit dem Rasiermesser. Sobald sie die Krise überstanden hatten, befreite ich sie von ihren beissenden, rauen Bartstoppeln und stutzte ihnen das vernachlässigte Schnurrbärtchen. Dabei waren alle herzlich froh und dankbar, dass sie sich so bequem im Bette verschönern lassen konnten, und selbst der Arzt hatte seine Freude an den aufgeräumten Gesichtern seiner Kranken.

Ein Urlaub und allerlei Geschenke.

Gegen Ende Juli erbat ich mir vier Tage Urlaub. Unser freundlicher Herr Major sorgte dafür, dass ich so schnell wie möglich und auf die angenehmste Weise über den Simplon kam, damit die kurze Freizeit nicht vom Reisen allein ausgefüllt werde. In Zürich erwähnte ich im Gespräch mit einer Dame vom Verband Soldatenwohl, dass in der Festung viele Zivilarbeiter beschäftigt seien, die kaum mehr Kleider und Schuhe am Leib hätten, weil die Leute nach Möglichkeit sparen wollten für die Zeit, da die Arbeit beendet sein und der Verdienst ausgehen werde. Zu meiner Freude erklärte die Dame, dass der Verband Soldatenwohl auch für Zivilarbeiter im Militärrayon eine ansehnliche Ausstattung beisammen habe, und meine Empfehlung komme wie gewünscht.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr kamen drei Riesenkisten im Fort an, gefüllt mit schönen, starken Kleidern, Schuhen und Wäsche aller Art und Grösse. Der Hauptmann freute sich mächtig, als er seinen Leuten sagen konnte, es solle jeder auf seinen Zettel schreiben, was er nötig habe. Der Verband Soldatenwohl wolle sie ausstatten. Nach Feierabend durften die Leute die Liebesgaben in Empfang nehmen. Eine volle Woche lang musste ich mich emsig daran halten, bis ich für jeden etwas Passendes herausgefunden hatte. Um mich herum sah es aus wie in einem Warenlager. 65 Zivilarbeiter konnte ich aus der grossartigen Sendung beschenken, und während der ganzen Zeit schwelgte ich in Gebefreude.

Zu meiner Rückkehr vom Urlaub bekam ich zwei Tauben geschenkt, ein schneeweisses Weibchen und einen silbergrauen Täuberich. Der Herr Hauptmann liess unter dem Dach unserer Hütte ein Taubenhaus anbringen für die neuen kleinen Gäste, und die Tauben machten die wilde Gegend geradezu heimelig. Rex schielte sie zwar anfänglich verdächtig an, und ich merkte bald, dass ich ihm ernstlich ins Gewissen reden müsse, damit er sich nicht von unerlaubten Gelüsten hinreissen liesse.

So war denn alles um uns herum am Anwachsen und Verschönern, und immer freundlicher wurde es in unserer Welt. Auch die Natur entfaltete sich und brachte ihre seltenen Blumen dar: Alpenrosen und Edelweiss.

Alle anfängliche Unruhe legte sich im Laufe der Wochen. Die Natur um uns bezwang uns selbst, dämpfte mit der Umschliessung durch steile Felshänge alles Ungestüme. Über uns hing ein schmaler Streifen Himmel, und die Soldaten behaupteten, man müsse schon auf dem Rücken liegen, um Sterne und Wolken sehen zu können. An den gewaltig aufstrebenden Granitwänden zerschellte jeder Trotz. Nur Friede konnte in diesem Reich bestehen. Wer aber diese ernste Sprache nicht verstehen wollte, der schädigte sich selbst. Den einen brachte unsere Schlucht Frieden und Ruhe, den andern innre Aufruhr – je nach ihrer seelischen Haltung. Aber für alle glänzten nach Westen hin im schmalen Talausschnitt die silbernen Firnen des Laquin und des Fletschhornes.

Talwehr Gondo.

Die Kompanie, die im Herbst das Fort verliess, nachdem auch die Sonne für viele Monate Abschied genommen hatte, war die letzte Gotthardtruppe, die in Gondo Dienst tun musste. Von nun an sollte die neugebildete Talwehr Gondo in kleineren Abteilungen die Wache übernehmen. Dazu kamen noch Füsiliere aus andern Truppenkörpern, sieben oder acht Pioniere vom Gotthard und einige ständige Fortwächter von St. Maurice. So belief sich die Besatzung auf ungefähr gleich viele Leute wie bisher. Für mich aber bedeutete die Änderung einen neuen Anfang. Ich musste Sitten, Gebräuche und Charaktere der Walliser kennen und mich anpassen lernen. Es war schon eine schwere Kunst gewesen, sich in die komplizierte Eigenart der Städter einzuleben und sich leidlich so weit durchzuarbeiten, dass man es allen recht machen konnte. Jetzt galt es, sich einzufühlen in die Walliser. Das wollte mir anfänglich nicht recht gelingen. Dagegen freuten sich unsere Offiziere über die Leute, da sie mit Land und Leuten vertraut waren und schon lange im Simplongebiet Dienst geleistet hatten.

An der ganzen Änderung freute mich am meisten, dass fortan die gleichen Offiziere die Talwehr Gondo leiten sollten. Der Herr Hauptmann war Bauoffizier und übernahm zugleich das Kommando.

Der zweite Offizier, Leutnant I., hatte die längste Dienstzeit in der Festung verbracht und war, wie der Hauptmann, mit der Lage völlig vertraut. Oberleutnant Sch. hatte seinerzeit auf dem Hospiz als Leutnant gedient und sollte nun jährlich einmal Leutnant I. ablösen. Alle drei verstanden es trefflich, mit den Leuten von der Talwehr umzugehen und ihre Fähigkeiten hervorzulocken. Das Beste aber war, das künftig Männer beisammen waren, die sich in dem Gebiet, das uns im Winter so schwere Lebensbedingungen auferlegte, so sicher und gut auskannten. Gewiss, auch sie konnten die Gefahren nicht aufheben, aber sie nahmen sie kühl und gleichmütig auf und wussten die günstigen Momente für die Sicherung unseres Lebensunterhaltes auszunutzen.

Auch sonst waren wir nun besser auf den Winter eingerichtet. Massive Fensterladen schützten uns künftig davor, dass die Lawinen in die Räume eindringen konnten. Bis Mitte Oktober hatten wir überdies sämtliche Wintervorräte eingebracht, so dass uns diesmal schwerlich etwas ausgehen konnte. Das Brennmaterial war so gelagert, dass uns der lange Winter nichts anhaben konnte. Dazu stand uns ein frohes Ereignis bevor: der Durchbruch eines Stollens, der unsere Hütte mit der Kaserne verbinden und den Verkehr – allen Naturgewalten zum Trotz – sichern sollte. Mit höchstem Eifer wurde Tag und Nacht daran gearbeitet. Die Zivilarbeiter freuten sich mächtig am Erfolg ihrer mühsamen Arbeit, und der Hauptmann, der jetzt noch ein Amt mehr zu versehen hatte, gönnte sich kaum mehr eine Feierabendstunde.

Es war gut, dass wir uns beizeiten auf den Winter vorbereitet hatten. Gleich anfangs Dezember setzte er mit aller Wucht ein. Wir wurden gründlich eingeschneit und von Lawinen zugedeckt, so dass wir bald von aller Aussenwelt abgeschnitten waren. Unsere Behausung glich fast einer Gruft, und wir waren wie lebendig begraben, ohne Tageslicht und frische Luft. Die Staublawinen verursachten einen unheimlichen Luftdruck, so dass man fast erstickte, wenn man einmal den Kopf hinausstreckte. Zudem hatten die Lawinen die massive Hintertür, die aus meiner Stube gegen die Felswand führte, glatt gespalten und eingedrückt. Die Soldaten führten die eingepressten Schneemassen mit Schubkarren durch mein Zimmer und die Krankenstube zum Fenster hinaus. Trotzdem setzte die ständige Nässe, die durch die Rückwand des Hauses eindrang, überall Schimmel an, so dass ich fleissig einen grauen Pelz wegwischen musste. Das war eben nicht zu ändern, da das Häuschen dicht an der Felswand lag. An solch unfreundlichen Tagen hüllte ich mich fest in einen Schlafrock ein, damit die Feuchtigkeit mir nicht schaden könne.

Der „Walliserbote“ schrieb damals, man hätte seit 1883 im Wallis nie mehr so gewaltige Schneemassen gesehen.

Die Lawinen waren leider der Feier des Stollendurchbruchs zuvorgekommen, und wir waren in unserer Hütte wieder einmal „Hängemann“. Trotzdem stand es nicht schlimm um uns, waren wir doch mit Vorräten wohlversehen. Ich spielte die Hausfrau und liess die kleine Familie das Menü bestimmen. Dann wurde gekocht und gebraten, und dazu spielte das Grammophon. Der Sanitätswachtmeister, ein lebenswürdiger Zürcher, half mir vergnügt bei den Zubereitungen. Getreulich lebte er seinem oft gesungenen Lieblingsliede nach: „Alleweil fidel, fidel, fideeel...“; mit Würde deckte er den Tisch, und der Herr Hauptmann sah vergnügt dem muntern Treiben zu. Man sah es zwar an seinem unentbehrlichen Glimmstengel, den er immerwährend in Bewegung hielt, dass er sich innerlich mit der Arbeit beschäftigte, die er so gerne ausgeführt hätte, wenn es der Wettergott erlaubt hätte. Ich fand es indessen ganz in Ordnung, dass der wackere Mann einmal ein wenig feiern musste.

Zu unserer grossen Erleichterung gelang am 20. Dezember doch noch der Stollendurchschlag. Freudige Jauchzer und Zurufe erfüllten den Stollen und das enge Loch, durch das man grad eben durchschlüpfen konnte. Ich machte selbst die Probe, und Rex folgte freudig dem Beispiel seiner Meisterin.

Die Freude über den Stollen war umso grösser, als unsere Lage allmählich doch beschwerlich geworden war. Die Lawinen, denen die Soldatenstube ausgesetzt war, scheuten die Soldaten wenig. Die Simplener unter der Besatzung waren nicht furchtsam, die Fortwächter kannten den Zauber auch schon genugsam, und die übrigen fügten sich eben ins Unvermeidliche. Nach dem, was ihnen die Bergler aus ihrer Erfahrung erzählt hatten, fassten sie die Lage ebenfalls kühler auf. Und da jetzt der Verkehr zwischen Kaserne und Soldatenstube möglich war, empfand man die Länge des Winters nicht mehr so stark.

An jedem Tag, da es nicht oder nur wenig schneite und keine Lawinengefahr bestand, gingen Skipatrouillen vom Fort aus. Die einen marschierten nach Gondo-Dorf, um die Postsendungen zu holen, die dort im Postbureau bis an die Decke aufgestapelt lagen. Die andern zogen nach Gabi und Simplon-Dorf nach Proviant aus. Am wichtigsten waren Milch und Brot, und wenn es ging, brachten sie auch Fleisch mit. Gar so viel konnten aber die Leuten nicht auf den Buckel nehmen, da sie die gefährlichste Stelle der Simplonstrasse, die schreiende Lawine, zu überqueren hatten. Auch zwischen der Festung und Gabi folgt ein Lawinenzug dem andern, und die Patrouille dorthin ging immer unter der Führung des Leutnants, der ein ausgezeichnete Skiläufer war.

Auch die Strecke nach Gondo-Dorf wies gefahrvolle Stellen auf. Wenn ich die Patrouillen zwischen den Schutzgalerien gegenüber dem Fort die steilen, hohen Lawinen, die zwischen den Galerien niedergegangen waren, mühevoll mit den Skiern erklettern sah, dann schauderte ich immer zusammen, denn gerade an jener Stelle war die Schlucht am tiefsten. Und doch war es den Leuten eine Lust, unter Mühen und Gefahren ihre Manneskraft zu messen. Dieser Wille war es, der sie alles glücklich überstehen liess. Allerdings gehörte auch Erfahrung dazu, um im rechten Augenblick das Wagnis zu unternehmen, und hier bewährte sich die verständige Einsicht unserer Offiziere.

Weihnachten im Schnee.

Dem Mut und der Kraft von Mannschaft und Offizieren hatten wir es auch zu verdanken, dass auf Weihnachten alle die Liebesgaben, die uns brieflich gemeldet worden waren, in die Festung befördert werden konnten. Da war eine Unzahl gleichmässiger Pakete darunter. Liebe, kleine Mädchenhände hatten schon lange für uns gearbeitet und diese Gaben zusammengetragen. Die Schülerinnen von zwei Privatschulen in Genf hatten wochenlang unter sorglicher Leitung für unser Fest gearbeitet und auch finanzielle Opfer gebracht. So hatten sie mit viel praktischem Sinn das Nützliche mit dem Idealen verbunden, und jedem musste das Herz lachen beim Anblick der sinnigen Weihnachtsgaben der gebefreudigen kleinen Welschschweizerinnen.

Dazu hatte mir seinerzeit eine fürsorgliche, edle Freundin im kleinen Zugerland meine speziellen Wünsche für die Soldaten abgelauscht und sie nun weit über alle Erwartung hinaus erfüllt. Ich hatte ihr berichtet, wie die Bergler gar wohlgefällig die Pfeife eines Pioniers betrachtet hatten, auf deren

Kopf das Wort „Grenzbesetzung“ eingeschnitzt war. Die Gedanken, die sie dabei hatten, waren unschwer zu erraten gewesen, und gleich wusste ich, wie mein Geschenk an meine Gäste aussehen müsste. Einstweilen zeichnete ich eine Pfeife, wie ich sie haben wollte, auf ein Stück Papier. Auf ihrem Kopf musste stehen: „Festung Gondo“, dazu das Schweizerkreuz und die Jahrzahl. Keinen Augenblick zweifelte ich daran, dass mir schon von irgendwo Hilfe kommen werde, damit mein Wunsch sich erfülle. Kaum war denn die Pfeife zu Papier gebracht, da kam schon die Frage meiner ehrwürdigen Freundin. Ich durfte die Pfeife nach meiner Zeichnung bestellen und Wirklichkeit werden lassen.

Damit wir über die Feiertage auch einen rechten Festschmaus hätten, bekamen wir zwei Allerweltsschinken und das entsprechende Quantum Sauerkraut dazu. Schon als die Schinken ausgepackt wurden, lief den Leuten das Wasser im Munde zusammen. Aber der Kuchitiger schwang sie ihnen über die Köpfe hin wie ein Herkules, und stolz wie ein Dragoner trug er sie in Sicherheit.

Unsere Freundin wusste auch genau, was unsern Offizieren gut schmecken werde. Und wirklich: als sie sich zu Weihnachten die ausgezeichnete Zegerspezialität zu Gemüte führten, streichelten sie schmunzelnd die köstliche Flasche.

Endlich sandten mir noch ein paar Zürchermägdlein, die sich zusammengefunden hatten, in einer mächtigen Schachtel einen Haufen sorglich geschmückter Pakete. So dachten viele liebe Herzen an uns in unserer Weltabgeschiedenheit und wendeten uns ein grosses Glück zu. Ohne sie hätten wir wohl traurige Weihnachten gehabt. Jetzt aber war es für den Herrn Hauptmann und mich eine helle Lust und Freude, den reichen Segen, der uns zugeflossen war, unsern Leuten übermitteln zu dürfen. Wir wurden es nicht müde, bis in die Morgenstunden hinein Weihnachtsvorbereitungen zu treffen. Über hundert Pakete hatten wir anzufertigen. Wir rechneten natürlich auch die Zivilarbeiter mit, die in ihrer Baracke ebenfalls von Lawinen bedroht waren und auch für das Vaterland arbeiteten. Gleich den Soldaten waren sie von ihren Familien getrennt.

Als das hohe Fest endlich kam, kehrte viel Freude ein in der Festung Gondo. Ein reichgeschmückter Christbaum ragte bis zur Decke auf. Neben ihm lagen, auf einem weissgedeckten Tisch hoch aufgetürmt, die Geschenke für die Soldaten. Staunend sahen die Leute den Berg von guten Gaben an. Ich selbst meinte vor Gebegück in diesen Stunden Flügel zu haben, so leicht und heilig zugleich war mir zumute.

Zur Einleitung der Feier wurde nach Noten Schinken mit Sauerkraut vertilgt, mit einer soliden Abkühlung für die trockenen Kehlen. Dann wurde geräumt, und die Feier begann. Es waren lauter nette Leute beisammen – auch der Posten Gondo war zu uns gestossen - sodass man ganz das Gefühl von einem freundlichen Familienfeste bekam. Einfach und schlicht durchdrungen von einem wahren Freundschaftsgefühl, sprach der Herr Hauptmann ein paar Worte zu der Mannschaft. Dann ging es an das Verteilen der Gaben. Das war der Glanzpunkt des Abends! Da sah man allorts strahlende Augen und eine mächtige Verwunderung, wer nur so schnell erraten hätte und wie, was den oder jenen besonders freute. Die Pfeifen wurden immer wieder in den Händen herumgedreht und ihr Zug ausprobiert. Dann nahm ein herziges Brieflein, das die lieben Genferinnen jedem Päcklein beigefügt hatten, die Aufmerksamkeit der Mannen in Beschlag. Dazwischen ging es an ein Beissen und Schnabulieren der Leckerbissen, als hätte noch keiner sein reichliches Abendbrot gehabt, bis dann wieder eine neue Nummer im Programm folgte.

Auch mir hatte das Christkind im Verborgenen etwas Grosses unter den Baum gelegt. Als ich das letzte Paket zur Hand nahm, stand drauf: „Unserem innigstgeliebten Soldatentanteli“.

An heiterer Unterhaltung fehlte es wahrlich nicht an unserer Feier. Unser Sanitätsgefreiter übertraf sich selbst an gesellschaftlichen Darbietungen. Dazwischen wurde auf den verschiedensten Instrumenten musiziert, dass wir völlig vergassen, wie fern von Gesellschaft und Verkehr wir lebten. Wir waren alle glücklich und zufrieden darüber, dass nun durch den Stollen unsere Lage verbessert worden war.

Als nach Schluss der Feier die Soldaten den Stollen hinunter jodelten, als ob der Geissbub von der Alp seine Melodien in einem Felsenkrachen erschallen liess, da hätte man sich in die sonnigste Jahreszeit versetzt glauben können.

Jahreswende 1917.

Dass Gutes Gutem ruft, zeigte sich an der Art, wie die Silvesterfeier 1916 verbracht wurde. Um die letzten Stunden des Jahres in Würde abzuschliessen, beschlossen die Soldaten, auf originelle Art eine kleine Sammlung zugunsten hilfsbedürftiger Kameraden zu veranstalten. Statt bis zur ersten Stunde des neuen Jahres zu trinken, wurde eine grosse Steigerung abgehalten. Aus den einfachsten Dingen sollte etwas herausgeholt werden, um den guten Willen zu beweisen. Unser Fourier, als Leiter der Steigerung, schwatzte sich fast die Kehle wund, um aus den sparsamen Berglern möglichst viele Fünferli herauszuquetschen. Ich lieferte das Auktionsmaterial. Unter anderem befand sich dabei auch ein hübsches Notizbüchlein, in Seide gebunden, in das ich eine Widmung geschrieben hatte. Das brachte selbst die kühlen Walliser in Schwung. Jeder wollte das Büchlein vom Soldatentanteli haben. Wenn ich mir vorstellte, was wohl der eine oder andere dieser Bergler mit dem zierlichen Büchlein anstellen sollte, schien es mir doppelt schön, wie sie sich darum mühten. Das Seidenbüchlein brachte denn auch weitaus am meisten ein, und wäre der Fourier nicht fast erschöpft gewesen, so wäre der Steigerungsgewinn sicher noch grösser geworden. Jedenfalls war es eine Freude, zu sehen, wie die Liebesgaben an unsere Soldaten bei diesen wiederum Gebefreudigkeit geweckt hatten. Im Namen unserer braven Soldaten schickte ich den Erlös an den Chefarzt des Roten Kreuzes.

Am Neujahrstag 1917 hielt ich dann mit den Zivilarbeitern eine besondere Feier und Bescherung in der Soldatenstube ab. Dass auch der Herr Hauptmann, ihr Vorgesetzter, dabei anwesend war, rechneten ihm die Leute besonders hoch an. Manches Auge schimmerte feucht, und aus ehrlichem Herzen dankten sie dafür, dass auch ihrer gedacht worden war. Sie standen eben in einem seltsamen Verhältnis zur Umwelt: sie waren nicht eigentliche Privatleute und galten auch nicht als Soldaten. So bildeten sie einen Kreis für sich, unterstanden aber den Militärgesetzen. Wir fanden es deshalb nur recht und billig, dass auch ihnen ihr Teil an der Festfreude zukomme. Für mich war das wiederum eine weihevollere Stunde, denn nichts vermochte mich glücklicher zu machen, als Sonnenschein in die Herzen bringen zu können. Und weil sich mir in der Festung Gondo so viel Gelegenheit dazu bot, waren die Jahre meines Dienstes in jener Schlucht eine selige Zeit.

Die Festtage hatten indessen für etliche Mannen der Talwehr einen kleinen Haken: sie sollten die Brieflein der lieben Schweizermädchen beantworten. Das war für manchen ein schweres Geschäft.

Wie vor einem komplizierten Advokatschriftstück sassen sie da, den Kopf in die linke Hand gestützt und mit der Rechten immer wieder die Feder in die Tinte tauchend, ohne doch ein Wort herausfischen zu können.

„Soll ich helfen?“ unterbrach ich dann das Gedankenwälzen. „Gelt, es will nicht recht gehen? Versuchen wir es einmal zusammen!“

Einer las mir sein gelungenes Kunstwerk vor und wollte wissen, ob es so recht sei. Wieder andere schoben das schwere Geschäft immer wieder hinaus, so dass ich sie fleissig an ihren kleinen Ehrendienst gemahnen musste. Immerhin mag es vorgekommen sein, dass da und dort eine liebe, kleine Soldatenfreundin ohne ein sichtbares Zeichen des Dankes blieb. Ihnen zum Trost lasse ich sie wissen, dass alle Soldatenherzen warm und dankbar für sie schlugen und sie sicher nie vergessen werden, wenn auch der dumme Federhalter Schuld daran hatte, dass aus seiner schlechten Feder kein Buchstabe herauszubringen war, und weil die Hand sich nicht geübt hatte, den schwerfälligen Gedanken zu folgen. Die guten Leute konnten wohl tief fühlen, aber mit dem besten Willen sich nicht ausdrücken.

Da bald wieder eine Ablösung stattfinden sollte und sich unter den welschen Füsiliern ein scharmanter Kerl und guter Zeichner befand, erbat sich die Truppe beim Kommandanten die Erlaubnis, einen Schnitzelbank-Abend abhalten zu dürfen. Die Motive zu seinen Kohlezeichnungen entnahm der Künstler den Zeitereignissen und dem Dienstleben, und so mussten denn manche von uns seinem spitzen Stift herhalten.

Als der amüsante Abend kam, wurden zum Schluss die Bilder versteigert, und der Ertrag kam der Truppe zugute. Den höchsten Preis trug das Bild davon, auf dem ich als Hauptmann das Defilee abnahm.

Dieser Abend bildete den schönen Abschluss der winterlichen Geselligkeit.

Vorfrühling in der Festung.

Es schien, als hätte der Winter schon gleich im Dezember seinen Höchststand erreicht, und er wolle nun gnädig mit uns verfahren, bis ihm der Frühling das Regiment abnehme. Freilich gab es noch viele Wochen lang Schnee, aber man konnte sich doch herzhafter im Freien umtun und die reine Luft genießen. Im Fort ging die Arbeit wieder ihren gewohnten Lauf.

Leise, leise breitete der Frühling seine Flügel auch über uns aus. Freilich, einen Frühling wie draussen im Lande gab es bei uns nicht. Wir hatten eigentlich nur zwei ausgesprochene Jahreszeiten: Winter und Sommer. Die Übergangszeiten machten sich mehr nur dem Gefühl bemerkbar.

Sobald es die Schneeverhältnisse erlaubten, wurden die Arbeiten an der begonnenen Wasserleitung zur Soldatenstube wieder aufgenommen. Bisher hatten wir das Wasser immer in der Kaserne holen müssen, was im Winter oft nicht gelang. Dann mussten wir halt Schnee schmelzen, und das ist ein undankbares Geschäft. Das fand einmal auch meine Ordonnanz, und der gute Mann glaubte, wie pffiffig er sei, als er den Wasserkessel einfach unter die Dachrinne stellte. Umso verblüffter war er

dann, als das Wasser abscheulich nach Dachpappe roch und schmeckte und die warmen Getränke ungeniessbar waren. Da mussten wir wieder einmal mehr zu Mineralwasser Zuflucht nehmen wie im Jahre zuvor.

Ausser der Arbeit in der Soldatenstube gab es für mich eine Menge kleiner Nebenbeschäftigungen. Da war beispielsweise die Wäschekontrolle für die Besatzung. Hier sah es kunterbunt aus, und es tat sehr not, dass ein Hausfrauenauge darüber wachte. Kranken- und Haushaltswäsche wurden barbarisch zugerichtet und verwechselt. Löcher gab es, dass man manchmal geradezu den Stoff darum herum suchen musste.

Auch alle Abzeichen, die die Waffenröcke der Talwehr Gondo schmückten, wurden von mir aufgenäht. Dabei habe ich manche Nadel gekrümmt und zerbrochen im steifen Uniformtuch. Auch mein Plätteisen musste oft in Funktion treten, um zerknüllte Kleider wieder in anständige Form zu bringen. Alle diese kleinen Anliegen erfüllte ich gern, weil ich ordentlich stolz darauf war, wenn meine grosse „Familie“ etwas auf sich hielt.

Die Soldatenmutter von Gondo-Dorf.

Sobald die Lawinengefahr vorüber war, ging ich jede Woche einmal hoch nach Gondo-Dorf. Dort war nun seit Mitte Januar auf meine Veranlassung hin auch eine Soldatenstube eröffnet. Bis dahin hatte ich mich immer auch um die dortigen Soldaten bekümmert und jede Ablösung besucht, um ihre Wünsche zu erfahren. Stets hatte ich auch Nähzeug mitgebracht, um die grössten Schäden zu flicken. Die Leute bekamen überdies aus meiner Soldatenstube Schreib- und Packmaterial und Lesestoff. Auf meine Fürsprache hin erhielt der Posten auch eine Soldatenbibliothek aus Bern zugesandt.

Bei meinen Besuchen zählte ich jeweils auch die Kaffeetassen, die ich ihnen aus meinen Beständen abgegeben hatte, und ich kontrollierte auch, wie viele der kleinen Löffelchen sie wohl mit ihren Kaffeebrocken verschluckt hatten. Aber auch Kisten voller Süssigkeiten liess ich ihnen zukommen, die mit rätselhafter Geschwindigkeit verschlungen wurden.

Als dann der Winter wieder nahte, entschloss ich mich, im Wissen um das traurige Los der Soldaten in Gondo-Dorf, zu einem einlässlichen Bericht an den Verband Soldatenwohl und zu der Bitte um Eröffnung einer Soldatenstube im Dorf. Ich schilderte, wie die Leute nirgends ein warmes Plätzchen hätten und wie ihnen bei Dunkelheit niemand mehr Einlass gewährte, weil die Dorfleute mit den Hühnern zu Bette gingen. Auch mit der Beleuchtung war es übel bestellt, sodass die Soldaten nicht wussten, wie sie die langen Winterabende zubringen sollten.

Auf mein Gesuch hin erhielt ich den erfreulichen Bescheid, dass selbstverständlich eine Soldatenstube eingerichtet würde. Bis dann aber alles so weit war, fiel überraschend früh der Schnee und krachten die Lawinen, sodass es der Leiterin bis nach Neujahr nicht möglich war, die lange und beschwerliche Reise zu unternehmen.

Bei der ganzen Sache hatte ich einen grossen Spass: Herr Jordan, der Gemeindegewaltige, der mir in freundlicher Weise ein Zimmer für die Leiterin unentgeltlich zur Verfügung gestellt hatte, legte mir angelegentlich ans Herz, ich möchte doch um eine junge Leiterin schreiben; alte Gesichter sähen sie

genug in Gondo, meinte er. Getreulich kam ich seinem Wunsche nach, da ich ihn wohl begreifen konnte; aber auf diesen Teil meines Gesuches erhielt ich keinen Bescheid. So musste man also abwarten.

Als mir dann die Leiterin von der Wache gemeldet wurde und ich ihr entgegening, musste ich ein herzliches Lachen verbeissen: da kam ein nettes, aber betagtes Mütterchen daher, das freundliche Gesicht von Silberhaar umrahmt. Ich dachte sofort an das lange Gesicht, das der Gemeindevater Jordan machen werde; denn die Erkenntnis, dass bei geistesfrischen Menschen die Jahre nicht zählen, konnte ich meinen Gondolesen nicht wohl zumuten. Das muntere Benehmen der jugendlich denkenden Frau liess mich indessen erwarten, dass die Leute im Dorf nicht lange enttäuscht sein würden. Und als ich dieser mütterlichen Kameradin zuliebe meine Missionsreisen auch weiterhin beibehielt, sah ich denn auch, dass sie ausgezeichnet auf ihren Posten passte.

Manöver am Simplon.

Vom Juli an war das ganze Simplongebiet zwei Monate lang von Truppen überschwemmt. Grosse Manöver führten Offiziere aller Grade und eine Menge von Soldaten in unsere Bergwelt. In dieser Zeit wurde ich einmal von Fräulein Spiller nach dem alten Hospiz beordert. Da war für die Zeit der Manöver eine Soldatenstube errichtet worden in einem Riesensaal des alten Gebäudes. Morgens um 5 Uhr trabten unsere zwei feurigen Spanier mit dem Trainwagen, auf dem ich neben dem Fahrer sass, die Simplonstrasse aufwärts. Man hätte glauben können, ich sei die Wagenwache, denn ich trug ebenfalls die bei den Gebirgstruppen übliche Kaputbluse, dazu noch eine Policemütze, die mich in den Bergen ausgezeichnet schützten.

Als wir bei Simplon-Dorf vorbeifuhren, stand durch das ganze Dorf ein Bataillon marschbereit. Es waren die gleichen Leute und Offiziere, die schon im Jahre zu vor in unserer Gegend Dienst getan hatten. Das Bataillon strebte hinter uns dem gleichen Ziele zu, und von allen Seiten waren Truppen im Anmarsch auf das Hospiz. Dieses liegt in einem Talkessel, der ringsum eingeschlossen wird von niedrigen Hügeln, die ein günstiges Verteidigungsgebiet und gute Beobachtungsposten boten. Unten im Kessel sollte denn auch bald ein heftiges Gefecht losgehen. Überall waren Truppen, Autos, Reitpferde und Wagen zu sehen.

Wir mussten noch zur Passhöhe hinauf, um dort Proviant zu fassen. Da oben herrschte der Herr Quartiermeister, der allen Truppen für Menschen und Tiere den Lebensunterhalt zuteilte. Vor seinem Bureau staute sich eine lange Kette von Fuhrwerken aller Art, und man musste nur staunen, aus welchen Winkeln alle die Menschen mit ihren Fourgons hergekommen waren. Es ging deshalb recht lange, bis auch wir abgefertigt waren. Unterdessen hatte das Gefecht begonnen, und ich war gespannt, was sich da unten abwickeln werde. Von der Strasse sah man prächtig auf das Kampfgelände hinunter.

In Simplon-Dorf wurden wir gepflegt in der Soldatenstube, die auch hier während der Manöver eingerichtet worden war. Das Dorf hatte dazu in freundlicher Weise sein Gemeindehaus zur Verfügung gestellt. Die Leiterin war meine Freundin von Gondo-Dorf.

Als wir auf der Weiterfahrt etwas unterhalb Gabi waren, sauste uns ein elegantes Auto nach, das wir schon zweimal auf dem Weg, freilich ohne Insassen, gesehen hatten. Jetzt aber sassen Offiziere darin, die scharf auf die vermeintliche Wagenwache blickten, weil diese sich bequem auf den hochbeladenen Wagen gesetzt hatte. Das war natürlich höchst befehlswidrig. Als das Auto näher kam, erkannte ich darin Oberst Audéoud, der schon einmal bei uns gewesen war. Da ich die Gedanken der Offiziere leicht erraten konnte, musste ich herzlich lachen. Da lachte auch der Herr Oberst und grüsste, und ich sah noch, wie er seine Begleiter über die seltsame Wagenwache aufklärte.

Bei unserer Ankunft im Fort fanden wir den Herrn Oberst grad im Aufbrechen. Mir die Hand entgegenstreckend, grüsste er:

„Guten Tag, Soldatentanteli! Sie sind ja wirklich bald ein ganzer Soldat und immer fleissig für unsere Wehrmänner!“

Besorgt betrachtete ich ihn, da er mir, trotz seines fröhlichen Auftretens, gar nicht gesund schien. Auch unsere Offiziere hatten den gleichen Eindruck gehabt. Kaum drei Wochen später kam die Nachricht, dass Oberst Audéoud gestorben sei.

Änderungen im Fort.

Gegen Ende des Monats konnten wir die neue Badeeinrichtung im Fort in Betrieb nehmen. Dass rechte Bade- und Toilettenräume in unseren engen Verhältnissen ungeheuer viel bedeuteten, brauche ich wohl kaum lange zu beweisen. Die neuen Baderäume waren wirklich vorzüglich angelegt; sie liessen an modernem Stil und praktischer Einrichtung nichts zu wünschen übrig. Natürlich lagen alle neuen Anlagen tief unter Erde und Fels. Da lagen nun prächtige Magazine, Baderäume mit Zentralheizung, ein grosser Waschraum, eine vergrösserte Küche mit Vorratskammer, ein Maschinenraum und ein neues Wachtlokal. Die ganze Kaserne war umgestaltet. Wer das Fort früher gekannt hatte, der musste sich jetzt höchlich verwundern über die vorteilhafte Veränderung. Niemand aber kann die Arbeit, die Hauptmann O. in der Festung Gondo geleistet hatte, besser würdigen als wir alten Gondolesen.

Am 5. November gegen Mittag geschah ein Naturereignis, wie wir es alle noch nie erlebt hatten. Direkt über und neben der Kaserne krachten drei aufeinanderfolgende Steinlawinen herunter von solcher Wucht und Grösse, dass sie alles, was in ihrem Bereiche lag, in Splitter schlugen. Zerschmettert wurden die Holzbaracken, in denen aushilfsweise während des Umbaus die Küche untergebracht war, die Schmiede, frühere Lagerräume. Die Karbidkessel, die in einer der Hütten eingelagert waren, wurden wie Zylinderhüte eingestaucht, das aufgestapelte Holz flog in die Döner. Dafür lagen nun rings um die Kaserne gewaltige Haufen in Form und Grösse von Treppenstufen. Ein Glück war es, dass zwei Tage zuvor die Küche wieder in die Kaserne verlegt worden war, sonst hätten wir sicher Menschenleben zu beklagen gehabt. Überdies blieben zwei Soldaten durch eine wunderbare Fügung verschont. Der eine war eben beim Holzspalten, als rings um ihn die Felsbrocken niedersausten. Vor Schreck blieb er starr wie eine Säule stehen und blieb unverletzt. Ein anderer wusch beim Wassergraben, aus dessen Felsenrinne die Steinlawine kam, seine zwei Paar Schuhe. Als das Unheil mit Donner und Krach losbrach, lief er mit einem Schuh in der Hand in langen Sätzen der

Kaserne zu. Die übrigen drei Schuhe flogen mitsamt den Felsbrocken in den Fluss hinaus. Der Schreck setzte dem Manne so zu, dass er in der Kaserne einen Weinkrampf bekam.

Der dritte Winter im Fort.

Diesmal schien der Winter einen neuen Einzugsplan aufgestellt zu haben. Er meldete sich zuerst an durch eine grausig kalte Bise, die abwechselte mit dem sogenannten warmen Wind. Erst als er glaubte, uns den nötigen Respekt beigebracht zu haben, zeigte er sich fein manierlich, damit er uns langsam in den Bann seines Regiments einhüllen könne. Aber das sollte ihm nicht mehr so leicht gelingen, denn nun kannten wir seine Listen schon und waren dagegen gefeit. Alle die Jahre hindurch hatte sich unsere Lage so verändert, dass der gestrenge Herr wohl merken konnte, dass Menschentrotz und Klugheit gewaltige Wandlungen herbeiführen können. Immerhin hätte er uns mit bösem Wissen schon noch eine Falle stellen können: Wir bekamen nämlich seit dem Frühjahr keine Post mehr über Iselle, weil die Grenze nun völlig geschlossen war. Der gespendete Weihnachtsseggen musste also den Weg über den Simplon nehmen. Glücklicherweise hatte der Dezember dem Postverkehr nichts in den Weg gelegt, so dass wir rechtzeitig zu unsern Gaben kamen. Unsere Freunde wussten durch meine Berichte bereits, wie man den Hindernissen zuvorkommen könne.

Mein Weihnachtswunsch, um den mich unsere verehrte Freundin schon im Oktober befragt hatte, war längst ausgereift. Da muss ich aber vorausschicken, dass die Soldatenstube zugleich auch Fouriebureau war, somit auch die Post hier ihre Ablage hatte. Da sah ich denn, dass gar manche Pakete kamen und gingen, die bös gegen das Postreglement verstiesen, weil sie durchaus ungenügend verpackt waren. Zu dem Gedanken, sich Feldpostsäcke zu beschaffen, konnten sich unsere guten Walliser nicht aufschwingen. Darum bat ich unsere Helferin kurz entschlossen um Feldpostsäcke für die Truppe. Die Bitte wurde prompt erfüllt, und unsere treubesorgte Spenderin freute sich so über die nützliche Idee, dass sie uns – wie im Jahr zuvor – auch noch den kompletten Festschmaus zukommen liess. Auch das köstliche Tränklein für die Herren Offiziere und viele unerwartete Geschenke für mich trafen ein. Dabei sei nicht vergessen, dass wir während der beiden letzten Jahre immer wieder Gemüse- und Obstsendungen erhalten hatten. Die hochherzige Spenderin war allen Soldaten wohlbekannt, und sie wurde von allen aufs höchste verehrt.

Auch unsere kleinen welschen Freundinnen waren uns treu geblieben. Sie waren sogar so lieb, dass sie auf meine Nachricht hin, es werde zwischen Weihnachten und Neujahr eine Ablösung stattfinden, so viele mit Sorgfalt gleichmässig ausgestattete Päcklein sandten, dass beide Ablösungen beschenkt werden konnten. Das Zürcher Mädchenkränzchen hatte uns ebenfalls nicht vergessen. Und zu guter Letzt ging mir noch ein seltsamer Wunsch in Erfüllung, den ich schon lange gehegt hatte. Eine befreundete Zürcherdame fragte mich einmal, was ich mir für meine Soldaten zu Weihnachten wünschte, und ich antwortete – nun lacht mich aber nicht aus! - : Rasierseife. Das hört sich wohl sehr prosaisch an, hatte aber doch einen realen Hintergrund. Meine Walliser hielten den Befehl, sie sollten sich zweimal in der Woche rasieren, für sehr übertrieben.

„Hier brauchen wir doch niemandem zu gefallen! Es sieht uns ja kein Mensch! Oeppa scho nid!“

Im Zivilleben wurde das ja nicht so genau genommen; aber im Fort hatte ich gehört, dass einige extra aufs Korn genommen worden seien, weil sie den Befehl nicht ausgeführt hatten. Um ihnen das

Rasieren erfreulicher zu machen, nahm ich mir vor, bei Gelegenheit wohlriechende Rasierseife für sie zu erbitten. Zugleich wollte ich sie merken lassen, dass ich auch lieber saubere Männer sehe als Menschen mit struppigen Gesichtern, die aussahen wie ein Feld voll dürrer Alpenrosenstauden.

Ich hatte denn auch nicht fehlgeschossen. Die fein duftende Rasierseife fand überall Anklang. Dazu las ihnen der Herr Hauptmann noch das treffliche Verslein vor, das die Spenderin der seltsamen Gabe beigefügt hatte:

„So, Ihr wackern Mannen da oben,
Ihr werdet sicher das Christkind loben,
Das als Gabe sich Seife gewählt,
Damit Ihr dem Tanteli besser gefällt...“

Da brach ein Sturm von Bravorufen los, und alle klatschten in die Hände.

Auch diese Weihnachtsfeier verlief glänzend, wie es eben geht, wenn sich Menschen in Freundschaft in glücklichen Stunden zusammenfinden. Man musste eigentlich nur staunen, wie die verschlossenen Walliser auftauten und selbst eifrig mithalfen, die Gemütlichkeit zu mehren.

Wie hätte es aber auch anders sein können, wo so viel Liebe und Segen von unsern Freunden her strömte und uns alle der beste Wille beseelte, einander den langen, langen Dienst zu verschönern!

Als die Leute ihre reichen Gaben besahen, fielen sie von einer Verwunderung in die andere, denn die Zusammenstellung übertraf alle Erwartungen. Fast konnten sie es nicht fassen, dass nun jeder seinen Feldpostsack besitze, den sie nie zu kaufen gewagt hätten. Schmunzelnd betrachteten sie die Rasierseife und rechneten aus, dass die nun eine Ewigkeit lang erhalten müsse. Schon ihres feinen Geruches wegen werde man sie daheim nur an Sonntagen gebrauchen, bevor sie zur Liebsten auf Besuch gingen. Den Gipfel der Freude bildete, neben den vielen praktischen Geschenken, all die Gaben „fürs Gemüt“, wie sie gerade bei Männern so beliebt sind.

Den zahlreichen Päcklein der Schule Brechbühl in Genf sah man deutlich an, dass ihre Spenderinnen in dieser Art Liebeswerk bereits geübt waren. Mit feinem Verständnis und fürsorglichem Sinn waren sie zusammengestellt und mit einer Zierlichkeit ausgeschmückt worden, die auch dem kleinsten Ding besondern Wert mitgab. Man sah geradezu aus jedem Paket leuchtende Kinderaugen strahlen, und man meinte, das beglückte Kinderherz schlagen zu hören.

Nach den Feiertagen hätte ich jeweils die grösste Lust gehabt zu einer Liebesreise zu unsern Freunden und Spendern. Wenn noch die Weihnachtsfreude in Blüte stand, hätte ich ihnen erzählen mögen von der Freude und Dankbarkeit, die in den Herzen der Wehrmänner aufgewacht waren.

Auch der Herr Hauptmann wollte uns alle beschenken mit der frohen Aussicht, dass wir sicher die letzte Weihnacht in der Festung Gondo verbringen würden. Umgekehrt drängte es auch die Soldaten, ihrem Kommandanten, der stets in herzlich-einfacher Weise mit ihnen verkehrte, ein paar gute Worte zu sagen. Aber wer unter den Wallisern hatte wohl den Schnabel dazu, um ihre Verehrung und Hochachtung in eine richtige Rede zusammenzufassen und vorzutragen? Das Reden war ja fast noch schwieriger als das Schreiben! Einer stupfte den andern an, aber keiner brachte etwas heraus.

„Helfen Sie, Tanteli!“ bat einer, als ich an einem Tisch vorüberging. Aber da versagte mein Dienst.

„Das kann ich, weiss Gott, auch nicht! Das muss Euch selber aus dem Herzen herauskommen“, beriet ich sie. Aber keiner hatte die nötige Courage, so wohl es allen getan hätte, wenn einer ihren freundlichen Gedanken hätte Ausdruck geben können. Rex war noch der Klügste von allen und machte es kurz und bündig: er hatte sich mit Haut und Haar dem Hauptmann verschrieben und folgte ihm auf Schritt und Tritt, um ihm seine Anhänglichkeit kundzutun.

Gleich nach Weihnachten erfolgte die Ablösung, und zugleich setzte scharfes Schneewetter ein, das jedoch unsere zweite Weihnachtsfeier nicht im Geringsten beeinträchtigte. Die Freude und Überraschung der Ablösungsmannschaft war umso grösser, als sie wohl hatten ausrechnen können, dass sie neben die Geschenke kommen würden. So aber begann das Jahr 1918 in dankbarer Freude.

Diesmal gelang es der Feder rascher, den „schönen, schuldigen Dank“ niederzuschreiben. Die lange Dienstzeit hatte die Leute aufgeweckt, und nun gab es bereits ein paar, die ihre Kameraden zum Beantworten der vielen Brieflein anhielten. Einem von ihnen war es geradezu ein Herzensbedürfnis, unsern Freunden im Namen aller seiner Kameraden ein dankerfülltes Brieflein zu schreiben. Mit glänzenden Augen teilte er mir mit, dass ihm sein Vorhaben geglückt sei, und man sah ihm an, dass er darob eine innige Befriedigung empfand. – Heute ist der brave Talwehrsoldat längst bei der grossen Armee: er starb im Spital Brig an der Grippe.

Im Winter wechselten die Ablösungen alle Monate ab, während sie im Sommer zwei Monate im Fort bleiben mussten. Längst war ich vertraut geworden mit den Simpelern und Vispertalern, den Brigern und Zwischberglern, aus denen die Talwehr Gondo bestand. Ich kannte nicht nur sie selber, sondern auch ihre häuslichen Verhältnisse und nahm regen Anteil an ihren kleinen und grossen Anliegen. So kamen wir alle einander immer näher.

Trübe Zeiten.

Gegen Ende Februar nahm der Winter nochmals einen Anlauf und bescherte uns einen solchen Schneefall, dass gleich die Lawinen losdonnerten. Die Folgen davon waren gleich wie in den letzten Jahren, nur dass wir mit der Post schlimmer dran waren als je zuvor, weil das ganze Simplongebiet gesperrt war. So erhielten wir einmal sieben Wochen lang keine Postsendungen. Die Soldaten meinten, am Ende sei schon lange Friede in der Welt, und wir hätten es nur noch nicht vernommen. Schlimmer war aber schon, dass die Leute ihre Wäsche bitter nötig gehabt hätten. Zwar war für solche Zeiten vom Verband Soldatenwohl ein Wäschedepot angelegt worden, das nun starken Zuspruch fand. Wenn die Leute durchnässt vom Schnee oder schweisstriefend von Patrouillen zurückkamen, erhielten sie frische Unterkleider. Auch beim gewöhnlichen Wäschewechsel beim Baden erhielten sie auf einen ausgefüllten Schein hin, was sie bedurften. Da der Verband Soldatenwohl eifrig beflissen war, meinen Vorrat reichlich mit bester Wäsche und mit Wollwaren aller Art auszustatten, kam ich nie in Verlegenheit. Freilich fanden auch die Mäuse und Motten keine Zeit, sich in den Vorräten einzunisten.

Unser junger Arzt drängte mit fieberhafter Ungeduld heimwärts, weil er seine Doktorprüfung zu bestehen hatte. Mit knapper Not gelang es ihm, trotz der Lawinengefahr am bestimmten Tage über den Simplon zu kommen. Nun hätte eigentlich der Arzt, der der Talwehr Gondo zugeteilt war, schon längst den Dienst in der Festung antreten sollen; aber der Mann wusste den Befehl immer wieder mit allerlei Ränken zu umgehen, so dass es nicht möglich war, ihn in die Gondoschlucht zu bekommen. Nun waren wir also glücklich ohne Arzt, aus dem einzigen Grunde, weil der Mann sich fürchtete, hinunterzusteigen in die Schlucht, die in Brig und Umgebung als wahre Hölle verschrien war. Man sollte meinen, so etwas sei heute unmöglich, weil doch die „eisernen Jahre“ starke Menschen geschaffen haben...

Zur Ehre des Ärztestandes sei indessen festgestellt, dass dieser Herr Kollege aus dem Wallis der einzige war, der seine Pflicht in Gondo nicht erfüllt hatte. Zahlreiche seiner Kollegen hatten in der Festung Dienst getan, und für die meisten war es eine schöne Zeit. Wir hatten oft lange Zeit keinen einzigen Patienten, und die kleinen Unfälle, die hie und da vorkamen, störten weder den Betroffenen noch den Arzt stark.

In diesen arztlosen Wochen trat unter der Mannschaft plötzlich der Mumpf auf, eine schmerzhaft Ohrenentzündung. Die Krankheit war von einem Korporal, einem Lehrer in den Brigerbergen, aus seiner Schulstube eingeschleppt worden. Sobald die Schneeverhältnisse es erlaubten, wurden fünf Mann nach Brig ins Spital befördert, damit die weitere Ansteckung vermieden werde. Bei den engen Raumverhältnissen war es eben nicht zu vermeiden, dass das Krankenzimmer auch von Gesunden betreten wurde, zumal der Fourier sein Bureau darin aufgeschlagen hatte. Auch ich hatte keinen andern Zugang zu meiner Felsenklause als den durch die Krankstube. Das hatte aber weiter nicht viel zu bedeuten, da ich mich ohnehin ständig mit den Kranken beschäftigte.

Als endlich im Mai der Föhnsturm den Schnee weggefegt hatte und die wärmende Sonne bei uns Einkehr hielt, wurde im Freien vor der Soldatenstube fleissig Holz gehackt. Da wollte der Dienstchef einem Fortwächter zeigen, wie man die Kloben mit rechtem Schwung spalte. Dabei schlipfte das Beil vom Hauklotz ab und fuhr dem Mann durch den Schuh hindurch bis in die Fussknochen. Schnell legte ich einen Notverband um die klaffende Wunde, und der Herr Hauptmann sorgte für den raschen Transport ins Spital nach Brig.

Zum guten Ende der bösen Zeit bekamen wir noch einmal einen Mumpfpatienten. Es war der Korporal der Fortwache, der ständig Feldweibeldienst versah. Er wollte seinen Posten nicht verlassen, weil der Dienstchef im Spital lag. So pflegte ich ihn denn. Da in dieser Zeit niemand mehr ins Krankenzimmer gelassen wurde, erlosch die ansteckende Krankheit von selbst, und die Stube war wieder, wie meist die Jahre hindurch, glücklich besatzungslos.

Beim Blumenraub ertappt.

Nach den langen Frühlingsstürmen erstrahlte der Mai im schönsten Glanz und lockte die Alpenrosenknospen hervor. Alle Tage kletterte ich den Felsenhang ob unserer Hütte empor, um nachzusehen, ob die Blumen nicht bald zum Pflücken wären. Ich hatte ein schier unstillbares Verlangen, allen meinen Freunden im Land draussen Alpenrosen zu senden, als gelte es, ihnen einen letzten Soldatengruss aus der Festung in der Gondoschlucht zu pflücken. Ich hatte bald eine solche

Übung im Auffinden der transportfähigen Blüten erworben, dass ich jeden Tag aus den eben sich erschliessenden Blumen das nötige Quantum für meine Sendungen fand. Zwar wollte mich oft bei meinem Raub an der Natur ein Gefühl des Unrechttuns beschleichen; aber dann dachte ich zu meiner Beruhigung: „Wer sieht euch da oben über unserem Hausdach, ihr lieben Blumen? Ich will euch ja Menschen anvertrauen, die euch lieben und hegen werden, damit euer Leben nicht verkürzt werde.“

Immerhin ging ich heimlich zu Werke; denn der Herr Hauptmann wollte nicht, dass man unsere sonst so kahle Festung ihres einzigen Schmuckes beraube, und im Grunde fand ich dies auch ganz richtig. Ich steckte deshalb jedes Mal ein Bündel Schnüre zu mir und stahl mich in einem unbewachten Moment aus dem Hause. Wenn ich dann wieder genug Blumen zusammengetragen hatte, band ich sie an eine lange Schnur, legte mich auf unser Hausdach und liess die Sträusse zwischen Felsen und Hauswand hinunter bis zu meinem Zimmerfenster. Dann liess ich die Schnur fallen und kletterte ebenfalls hinunter, stieg durch mein Fenster hinein und packte die Blumen in eine Schachtel, die dann heimlich ins Magazin zu den Postsachen wanderte.

So trieb ich es in aller Heimlichkeit bis zum 15. Juni. An diesem Tag regnete es tüchtig. Ich mochte aber die wunderschönen Blütenknospen, die ich droben in den Felsen wusste, nicht im Regen lassen. Da sagte aber der Hauptmann unvermittelt:

„Wie manche Blume haben Sie eigentlich noch stehen lassen?“

O weh! Wie ein ertappter Sünder stand ich da. Nun war er mir also doch auf die Sprünge gekommen! Gut war's, dass er die meisten Empfänger selber kannte, waren es doch zumeist unsere treuen Freunde. Aber damit fand doch das Blumenpflücken ein unerwartetes Ende.

Die grosse Steinlawine.

Drei Tage lang regnete es ununterbrochen in Strömen. Eine unheimliche Düsterteit lag über der Schlucht, und wir wussten wohl, dass anhaltender Regen für uns noch gefährlicher sei als Schnee. Da brach am 17. Juni 1918, abends nach 5 Uhr, eine ungeheure Steinlawine über uns herein. Es war kurz vor dem Hauptverlesen, und alle in der Hütte machten sich eben bereit dazu. Auch ich war eben in meiner Stube, um mich vom Arbeitsstaub zu reinigen. Da krachte mit fürchterlichem Donner das steinerne Ungeheuer hernieder. Mit grausiger Wucht schmetterte ein Teil der Lawine auf unser Hausdach, als sollte die ganze Hütte zusammengeschlagen werden.

Wir alle, die wir im obern Stock waren, flohen zur Hintertüre des Krankenzimmers hinaus an die Felswand, von wo aus eine Treppe in den Stollen führte. Im Augenblick waren wir klatschnass, da uns das Wasser von den Felsen übergoss. Schon waren wir fast im Stollen, als mir der Gedanke an unsern Vater Schreiner kam, der über uns seine Werkstatt hatte. Just über ihm war das Dach eingeschlagen worden. Jetzt aber war es totenstill, und mich packte eine grosse Angst um den Mann, der in Saasgrund eine Frau und Kinder hatte. Ich flog die steile Treppe hinauf und öffnete die Falltüre. Da sah ich den Mann in einem Winkel kauern, schneebleich. Gerade über seinem Arbeitsplatz war das Dach zerschmettert worden. Eilig nahm ich ihn bei der Hand und zog ihn, so schnell seine zitternden Glieder folgen konnten, in den rettenden Stollen hinunter.

Immer noch flogen Steine auf unser Hausdach und stoben von da über die Doveria hinüber an die jenseitige Felswand, dass sie wie Pistolenschüsse krachten. Die Hütte selbst war schwer mitgenommen. Die Fensterladen hingen zersplittert an den verkrümmten Eisenbändern. Das Seitenfenster des Offiziersschlafzimmers war eingeschlagen. Hart an der Ecke der Soldatenstube hatte ein Felsbrocken eine mächtige Grube in den Boden geschlagen, und die Minenwerfer, die vor der Hütte standen, waren demoliert.

All das aber zählte wenig vor der glücklichen Tatsache, dass wir alle unversehrt geblieben waren. Wäre die ganze Lawine über uns hereingebrochen, so wären wir wohl alle ums Leben gekommen. Glücklicherweise waren die schwersten Brocken dem Lawinenzug gefolgt, der an der Soldatenstube vorbeizog. Wie riesige Bausteine hatten sie sich auf ihrem Weg aufgetürmt und ein breites Feld überführt.

Zu unserer Besorgnis hörte es immer noch nicht auf zu regnen. Der Sanitäter und die höhern Unteroffiziere, die im Krankenzimmer schliefen, nahmen ihre Habseligkeiten unter den Arm und zogen aus. „D’Wohnig ist füecht!“ sagten sie, und um keinen Preis wollten sie in der Hütte bleiben. Auch mir rieten Offiziere und Soldaten, ich sollte in der Kaserne schlafen. Aber dazu konnte mich niemand bewegen. Ich wollte unter allen Umständen an meinem Posten bleiben.

Die Soldaten sagten mir, sie würden nicht mehr in die Soldatenstube kommen, da sei man ja seines Lebens nicht sicher. Dieser Vorsatz hielt indessen nicht lange an. Ich hatte einen ganzen Berg Apfelkuchen gebacken, ihrer aller Leibspeise. Da kamen denn erst einzelne, um sich schnell noch einen Kuchen zu retten, und da sie mit heiler Haut in die Kaserne zurückkehrten, folgten ihnen bald andere nach, und bevor nur eine Stunde vergangen, war keine Brosame von all den Kuchen mehr da.

Um 10 Uhr telephonierte mir die Mannschaft von der Kaserne herüber, ob ich noch am Leben sei. Als ich sie dessen versicherte, rieten sie mir, ich sollte ihnen dann telephonieren, wenn ich mit samt der Hütte in der Doveria unten liege; sie würden mich dann am Gletscherseil hinaufziehen.

Bis morgens um 2 Uhr hörte man in kurzen Zwischenräumen noch vereinzelt Steine fallen, aber sonst geschah nichts. Und am Morgen war der Himmel wolkenlos klar. Über meinen Alpenrosenhang aber war eine Verwüstung niedergegangen, dass ich froh war, so vielen Blumen ein besseres Los geschaffen zu haben, und mein Gewissen war wieder rein.

Der Tod schleicht ins Fort.

Am 2. Juli 1918 traf eine neue Ablösung Pioniere ein. Einer unter ihnen meldete sich gleich im Krankenzimmer. Wir hatten seit kurzem einen gemütlichen, freundlichen Arzt im Fort. Dem meldete der Kranke, er habe sich schon zu Hause nicht recht wohl gefühlt und sich deshalb vor dem Einrücken untersuchen lassen. Sein Arzt habe ihm die Weisung erteilt, sich in Brig beim Truppenarzt zu melden, da er bis jetzt nichts finden könne. In Brig, im Kreise seiner Kameraden, habe er jedoch nichts mehr verspürt und sei deshalb auch nicht zum Arzt gegangen. Seit dem Marsch über den Simplon aber verspüre er eine grosse Müdigkeit und Schmerzen im ganzen Körper. Er sei fast nicht über die Berge gekommen.

Darauf wurde der Mann gleich ins Bett gesteckt. Die ersten zwei Tage fühlte er sich noch ganz leidlich, und es stellten sich auch keine hohen Fieber ein.

Bei Tische sagte der Herr Hauptmann: "Man liest in den Zeitungen von einer neuen Krankheit. Was meinen Sie, Herr Doktor, könnte die etwa auch in unserem Pionier stecken?"

„Ich habe auch schon daran gedacht“, erwiderte der Arzt; „es wird sich bald zeigen, ob es so ist.“

Noch am gleichen Abend stellte der Arzt wirklich fest, dass der Pionier die „Spanische Krankheit“ habe.

Bald darauf meldeten sich weitere Soldaten krank, und zwar zeigten sich bei ihnen die Symptome gleich in aller Schärfe. Am Samstagnachmittag schon mussten wir den ersten Krankentransport ins Spital nach Brig ausführen, weil unser Krankenzimmer nur fünf Betten fasste. Zu allem Elend versagte noch unser Sanitätssoldat, ein Tessiner, gleich zu Beginn schon völlig. Als die Krankheit ausbrach, geriet er ganz aus der Fassung. Voller Furcht jammerte er den Kranken immer wieder vor: „Mein Gott, mein Gott! Ich darf nicht krank werden, ich muss sofort heim, ich muss weiterstudieren.“

Schrecklich war es ihm, wenn er die Betten oder gar erst die kranken Soldaten berühren musste. Ich stellte deshalb jedem Patienten einen Stock neben sein Bett, damit sie mir klopfen könnten, wenn sie während meiner Abwesenheit etwas nötig haben sollten. Unser Sanitäter-Student wollte mir nicht einmal helfen, die verschwitzte Bettwäsche in einen Sack zu stossen, damit sie sofort beseitigt werden könne. Er griff erst zu, als ich ihm schliesslich sagte, er sei kein Mann, wenn er nicht einmal so viel wage.

Wünschten die Kranken etwas während der Nacht, dann rief er ihnen zu: „Ich gebe Befehl: Du sollst schlafen!“ Da stand ich schliesslich auf und redete dem Burschen ins Gewissen. Er aber grübelte sich so in eine Ansteckungsangst hinein, dass er Kopfweh bekam und sich krank meldete. Dann sagte er zu mir: „Sehen Sie nun, Tanteli, jetzt habe ich meine Gesundheit geopfert!“

Vom 8. Juli an, einem Sonntag, war es, als ob die Mannschaft gemäht würde. Ein Mann nach dem andern wurde krank. Auch mich hatte das Fieber gepackt, aber ich wollte mir nichts anmerken lassen.

Eines Mittags sassen die Offiziere an einer Reihe auf den Baubrettern an der Sonne. Als ich mich zu ihnen gesellte, rief mir der Doktor sogleich zu: „Sie sind krank, Tanteli, Sie haben Fieber!“ Aber ich wollte es nicht zugeben.

„Ich greife jetzt einmal zum Kirsch“ sagte ich, „um vorzubeugen. Da kann's nicht fehlen nach ärztlicher Empfehlung!“

„Da haben Sie recht, Tanteli!“ sagte der Arzt. „Das wollen gleich alle tun.“

Darauf rauchten sie noch Zigaretten, als ob sie's im Akkord hätten.

Als die Tauben meine Stimme hörten, kamen alle hergeflogen. Das brachte die Offiziere auf einen Einfall: Sie tauchten Brosamen in den Kirsch und boten sie den Tauben an, damit sie nicht die Spanische bekämen. Misstrauisch schnäbelten sie an den feuchten Krumen herum, schüttelten sie von den Schnäbeln und niesten. Nur Hansi junior griff herzhaft zu und schnappte gierig danach. Darob bekam Hansi ein regelrechtes Räuschlein. Er tänzelte um uns herum, stolperte dabei aber über jedes Steinchen. Dabei glänzten seine Äuglein immer feuriger. Das sah so drollig aus, dass uns vor Lachen die Tränen über die Wangen kugelten. Noch nie zuvor hatten wir so gelacht.

Aber diese fröhliche Stunde sollte zugleich die letzte dieser Art sein, die uns im Fort beschieden war. Die Krankheit packte mich gleich gehörig scharf an. Ich probierte zwar noch, sie an der Sonne auszukurieren und fing sogar noch, auf das Zureden des Arztes hin, Zigaretten zu rauchen an. Aber es half alles nichts mehr, ich musste mich doch fügen.

Im Krankenzimmer mussten neben den zusammengeschobenen Betten Strohsäcke auf den Boden gelegt werden als Notbetten. Immer wieder wurden Kranke nach Brig abtransportiert und die Leute auf den Strohsäcken in die Betten gesteckt. Im Fieber hörte ich, dass es im Krankenzimmer zunging wie in einer Schule. In allen Tönen wurde gehustet, und dazwischen klang das ruhige Reden unseres Arztes, der aber auch schon über Unwohlsein klagte. Auch Oberleutnant Sch. erkrankte, am Morgen darauf der Arzt, und als letzter musste auch der Herr Hauptmann dran glauben. Die Soldatenstube wurde ausgeräumt, damit man auch dort Kranke unterbringen könne. Jeden Tag schmolz das Häuflein jener, die noch den Dienst versehen konnten, mehr zusammen. Zuletzt versah nur noch ein Zivilarbeiter den Küchendienst. Der Mann war der Talwehr Gondo als Sanitätssoldat zugeteilt, stand aber gegenwärtig nicht im Dienste.

Schliesslich war das Fort wie ausgestorben. Da brachte der detachierte Arzt von Brig, der sich eifrig um uns bemühte, einen Sanitätskorporal mit, der uns sorgsam pflegte und zugleich ausgezeichnet für uns kochte.

Jeden Tag gingen zwei Krankentransporte über den Simplon, bis schliesslich nur mehr unserer sieben Personen im Fort verblieben: der Hauptmann, der Fourier, der Feldweibel, ein Magaziner und Lampist, die Soldatenstuben-Ordonnanz, der Küchenchef und ich. Wir wollten beisammenbleiben, um nachher alles in Ordnung zu bringen. Im Fort selbst bewegten sich noch vier gesunde Menschen: die Telephon-Ordonnanz, die Offiziers- und Postordonnanz, ein Wachtmeister und ein Zivilist, Elektromonteur vom Festungsbureau Andermatt, der schon mehrere Wochen unter uns weilte. Die Telephon-Ordonnanz musste fleissig Verbindungen herstellen mit dem Krankenzimmer. In den ersten Tagen wurden freilich gar häufig Todesfälle gemeldet, und so erschraken wir jedes Mal, wenn die Glocke schrillte, aus Furcht vor weitem Trauermeldungen.

Merkwürdig hatte die Offiziers-Ordonnanz, ein Pionier, die Krankheit überstanden: Während er mit einigen Kameraden Blumen pflückte, fiel er plötzlich hin, als ob er einen epileptischen Anfall hätte. Seine Kameraden brachten ihn bis zum Refuge. Dort trank er hastig einen halben Liter Wein, von dem er ein sogenanntes „Damenräuschchen“ bekam, ging dann in die Kaserne und schlief zwei Stunden. Darauf war ihm wieder vögelwohl, und er blieb gesund, trotzdem er stets um uns Kranke war.

Der Wachtmeister versah, als sein eigener Meister, alle Arbeit, die im Fort zu verrichten war. Wache hielt nur mehr unser Rex. Der schien die Situation voll erfasst zu haben. Mehr denn je passte er auf, wer sich dem Fort näherte und meldete jeden Ankommenden mit strengem, knurrigem Gebell dem Kommandanten. Man konnte sich getrost auf ihn verlassen, und niemand kam unangemeldet ins Fort. Wie eine Schildwache lag Rex auf einem Felsenvorsprung vor der Soldatenstube und beobachtete den Forteingang.

Seine Respektstellung behielt unser braver Wächter auch bei, als Herr Oberst Dietler mit den Herren Bundesräten das Fort besuchte. Den Obersten kannte und begrüßte er freudig, aber die Herren in Zivil kamen ihm verdächtig vor. Er lief um sie herum, als wollte er sie einer genauen Kontrolle unterwerfen. Er war eben ein richtiger Militärhund. Zwischenhinein besuchte er getreulich seinen lieben Meister und legte sich ein Weilchen neben dessen Bett auf den Teppich hin.

Der Sanitätskorporal war ein prächtiger Mensch. Seine Doppelrolle versah er mit bestem Humor. Stets war er bestrebt, uns mit seinen tadellos zubereiteten Speisen Lust zum Essen zu machen und damit das Seine zur rechten Zeit zu geben. In seiner Sanitärerbluse und einem weissen Schurz vor dem Leib brachte er uns jeden Abend mit vergnügtem Schmunzeln einen herrlichen Glühwein als Stärkungs- und Schlaftrunk. Wenn es dann still wurde, ging er sorglich wie eine Mutter umher, um ja keines in der Ruhe zu stören. Er war einer jener seltenen Menschen, die sofort fühlen, was einem andern wohltut. Sein wackeres und liebevolles Verhalten hat ihm dann auch den Grad eines Wachtmeisters eingetragen.

Einmal konnten wir über ihn herzlich lachen: Während der Sanitätskorporal mit grösstem Eifer an seiner Arbeit war, klingelte plötzlich das Telephon. Er nahm den Höher ab und meldete prompt nach alter Gewohnheit: „Hier ist Bahnhofbüfett Goldau!“

„Potz Hagelanton!... Du, das war allerdings ein böser Fehler!“ tönte es da aus einem Bett.
„Gondoschlucht und Bahnhofbüfett! Hahahaha, das wäre noch ein Fall!“

Unser braver Helfer war im Eifer in seinen Zivilberuf zurückgefallen.

Dank gebührt auch dem detachierten Arzt aus Brig, der keine Mühe scheute, um uns wieder gesund zu machen. Unsern Fort-Arzt hatte die Krankheit so hergenommen, dass er weitem Dienstes enthoben wurde. Auch Oberleutnant Sch. war so gefährlich erkrankt, dass er auf lange Zeit erholungsbedürftig war und nicht mehr ins Fort zurückkehrte. So blieb schliesslich der Herr Hauptmann als einziger Offizier.

Von unserer ganzen Fortbesatzung war jeder zehnte Mann gestorben. Das drückte auf unser Gemüt. Während der ganzen Erholungszeit lastete über uns allen schwere Dürsterkeit.

Als wir endlich wieder auf den Beinen waren, gab es Berge von Arbeit zu bewältigen. Die ganze Kaserne und die Soldatenhütte dazu wurden desinfiziert. Dann mussten alle Räume gefegt und instand gesetzt werden. Das spürten wir wenigen Leutchen noch ordentlich in den Knochen. Als dann langsam und trüppchenweise wieder einige Soldaten zurückkehrten, fanden sie alles in bester Ordnung. Aber mancher erholte sich bis zur Beendigung des Dienstes nicht recht von der bösen Krankheit.

Abschied von Fort Gondo.

Der Festungsdienst ging nur mehr kurze Zeit seinen gewohnten Gang. Auf die verschiedenen ernstesten Ereignisse hin wurde in der Armeeleitung gründlich erwogen, ob die Besatzung unter den obwaltenden Umständen nicht zurückgezogen werden sollte. Man fürchtete, dass neue Ablösungstruppen bald von der Krankheit ergriffen würden. Dazu bedachte man wohl, dass zur Winterszeit, besonders an Lawinentagen, niemand aus dem Fort hinausgelangen könnte. Bei Krankheiten oder Unglücksfällen hätte keine Macht der Welt einen Transport ins Spital nach Brig zustande gebracht. Und was hätte man gar tun sollen, wenn die Krankheit Menschenleben gefordert hätte?

Auf Grund dieser Erwägungen wurde beschlossen, die Talwehr Gondo zu demobilisieren. Sieben Wochen nach Ausbruch der Epidemie wurde die Besatzung abberufen und die Fortwache auf zehn Mann eingeschränkt.

Damit war auch meine Aufgabe erfüllt.

Bis auf die letzte Stunde hielt ich den Betrieb der Soldatenstube aufrecht. Erst als die Mannschaft die Festung verlassen hatte, fing ich mit den Räumungsarbeiten an. Meine Soldatenhütte, die mir so lieb geworden war, sollte blitzblank sein, wenn ich sie verliess.

Ich war mit meinem treuen Begleiter Rex die Erste, die in das Häuschen eingezogen war, und als Letzte verliess ich diese meine zweite Heimat. Mich schmerzte nur, dass ich meine lieben Tiere nicht mit in die Stadt heimnehmen konnte.

In der Festung Gondo habe ich 1048 Dienstage verbracht. Es waren die schönsten und segensreichsten Tage meines Lebens.

Texte der im Bericht erwähnten Lieder (im Internet gefunden):

War einst ein kleines Fischermädchen
so lieblich und so schön
gar herrlich anzusehn
Die schönste Maid im Fischerstädtchen
sie fuhr bei Sturmgebraus
aufs wilde Meer hinaus
Da tauchte auf der Nixen Schar
und warnt das Mädchen vor Gefahr
und warnt das Fischermädchen vor Gefahr
und Nixen Sang, der Nixen Sang erklang

Refrain:

*Fischerin du kleine
fahre nicht alleine
fahre nicht bei Sturmgebraus
auf das wilde Meer hinaus*

Sie rief "O wollet mich verschonen!"
Fuhr lachend durchs Gebraus
aufs wilde Meer hinaus
da plötzlich tauchten auf Tritonen
wie die die Maid gesehn
da ward's um sie geschehn
Sie packten allzumal das Schiff
und warfen es aufs Felsenriff
und schleuderten das Schiff
aufs Felsenriff - der Nixen Sang erklang

Refrain

Der Fischerin Nachen tat zerschellen
da kam auf ihr Geschrei
Der Gott Neptun herbei
Der führte sie durch Sturm und Wellen
gar sicher an das Land
und setzt sie auf den Sand
Da saß die arme Fischerin
ihr froher Mut, er war dahin
ihr froher Mut, er war dahin
der Nixen Sang erklang

Refrain

Mimi d'amour

Elle était lingère à façon
Lui brigadier dans les Dragons
Un soir il fit sa conquête
Au Moulin de la Galette
La prenant dans ses bras
A l'oreille il lui chanta

Refrain :

Mimi, Mimi,
Petite brunette jolie
Mimi, Mimi
Je t'aimerai toute ma vie

Avec ton long jupon
Ton manchon, ton ombrelle,
Ta voilette en dentelle,
Et tes yeux fripons
Tu seras pour toujours
Jusqu'à la fin des jours
Ma Mimi d'amour

Il cessa d'être son amant
Dix ans plus tard en l'épousant
Si bien qu'au jour du mariage
On vit trois bambins bien sages
Le papa, tendrement
Fredonnait à la maman

refrain

Ils ont su vieillir tous les deux
Tout en restant des amoureux
Quand l'amour devient tendresse
Le coeur garde sa jeunesse
Il fait bon, près du feu,
Evoquer les jours heureux

refrain

alleweil fidel, fidel, fidel, allemal lustig sein

Index der Namen und Orte

Airolo
Alpien
Alpienrung (heute Alpjerung genannt)
Andermatt
Audéoud, Alfred, Oberstkörpskommandant, 16.8.1853 - 19.11.1917
Bassecourt
Bellinzona
Biasca
Brechbühl, Ecole, in Genf, gegründet 1875, www.brechbuhl.ch
Brig
Brigerberg

Cesero

Claro

Daveria

Delsberg

Deserteure

Dietler Hermann, Oberst, 1839-1924, international anerkannter Eisenbahnfachmann und solothurnischer Nationalrat, Ehrendoktor der ETH Zürich.

Dobermann-Pinscher

Dornach

Figenen

Fletschhorn

Frascinodi-Wasserfall

Gabi

Genf

Gondo (Dorf)

Gondo (Fort)

Gondoschlucht

Göschenen

Gotthard

Grippe-Epidemie

Hilty

Hoher Steg

Iselle

Italien

Jordan, „der bekannteste Mann im ganzen Simplongebiet“

Kaltwasser-Galerie

Laquin (heute Laggin)

Luzern

Moleno

Monte Carnera

Montibeux (Walliser Weinsorte)

Mumpf (Krankheit)

Napoleons-Kaserne

Preonzo

Refuge V

Refuge VII

Refuge IX

Rex (Hund der Autorin)

Rotes Kreuz

Saasgrund (heute Saas-Grund)

Schreiende Lawine

Schwarzbalmengrat

Sibirien

Simplon

Simplon-Dorf

Simplon-Hospiz

Simplonstrasse

„Soldatenwohl“, Verband, 1914 gegründet von Else Züblin-Spiller unter dem Namen „Schweizerischer Verband Soldatenwohl“. Der Verband wollte eine alkoholfreie Verpflegung für die während des 1. Weltkriegs an der Grenze stationierten Truppen gewährleisten. Überall dort, wo sich dauernd Truppenabteilungen aufhielten, wurden deshalb Soldatenstuben errichtet. Die Soldatenstuben wurden von Frauen, den sogenannten Soldatenmüttern, unentgeltlich betrieben. Die Tätigkeiten des Verbandes überwachte der Zentralvorstand in Zürich. (Weiteres siehe Gosteli-Archiv, Zollikofen)

Spanische Krankheit (heute „Spanische Grippe“ genannt; Pandemie, der von 1918 bis 1920 weltweit 25-75 Mio. Menschen zum Opfer fielen, zumeist Personen im Alter zwischen 20 und 40 Jahren. In der Schweiz waren etwa 2 Mio. Menschen von der Krankheit betroffen, davon starben 25 000 Personen)

Spiller, Fräulein, ist Else Züblin-Spiller, 1881-1948, Journalistin, Buchautorin („Slums“, Erlebnisse in den Schlammierteln moderner Grossstädte, erschien 1911) und Gründerin des Verbandes Soldatenwohl (heute sv-group), erhielt ein Ehrendoktorat der Universität Zürich. Nach ihr sind in Winterthur und Zürich Strassen benannt.

St. Maurice

Tessin

Torricella

Wallis

Walliserbote (Heute Walliser Bote, Tageszeitung)

Wildbolz, Eduard, Oberstkorpskommandant, 1858-1932. Berner mit Militärkarriere. Befehligte die während des Generalstreiks von 1918 in Bern eingesetzten Truppen.

Zofingen

Zumchämi?

Zürich

Zwischbergen

Zwischbergental